

KULTURPHILOSOPHISCHE VORTRÄGE

Beiträge zu einem
STUDIUM GENERALE

von

DR HEINRICH BLASIUS
HAMBURG

I. FRAGESTELLUNGEN DER PHILOSOPHIE

eine Übersicht über die Grundfragen
keine Geschichte der Philosophie

II. DIE LEHREN DES CHRISTENTUMS

Ergebnisse der Bibelkritik
keine erbauliche Betrachtung

1959

Selbstverlag Dr Heinrich Blasius

Hamburg 26, Grevenweg 12^I

Anruf Hamburg 26 12 08, Postscheck Hamburg 25 66 55

Preis 1 DM

Einleitung.

Studium generale, Bildung und Wissen

1. Der moderne Mensch unterliegt den verschiedensten Einflüssen. Die wirtschaftlichen Mächte suchen ihn zu belehren im Sinne der freien oder der gebundenen Wirtschaft. Zeitungen und Zeitschriften bringen ihm das Neueste aus allen Gebieten der Politik, Wissenschaft und Kunst. Aber alles bleibt an der Oberfläche: Ergebnisse und Meinungen werden in verwirrender Fülle vermittelt, mitgeteilt, dogmatisch. Man vergißt es nur leider bald wieder. Die Forschungsmethoden, Beweise, Belege werden meist nicht gebracht. Der Verfasser der Zeitschriftenaufsätze, Spezialist in seinem Fach, möchte gern die neuesten Erkenntnisse darstellen, die Zeitung will fesselnd, erregend, „sensationell“ schreiben.

2. Der Hörer, der Leser steht dem Dargebrachten hilflos gegenüber, vermag oft nicht Richtiges und Falsches zu unterscheiden: Hohlwelt und Spiralnebel, Weltraumfahrten und Düsenflugzeuge, Sonnenstaat und Weltwirtschaft, Horoskop und Psychoanalyse scheinen ihm gleich plausibel. — Wieviele von denen, die auf die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse stolz sind, wissen denn zu sagen, worin der Beweis des Systems von Aristarch und Kopernikus liegt, wie man nämlich die Rückläufigkeit der Planeten zur Zeit der Opposition erklärt oder gar berechnet. Was wissen sie überhaupt von Planeten? Und welchen Bildungswert hat es, dem Publikum zu erzählen, man habe gefunden, daß im Atom Elektronen um einen Kern herumlaufen, wenn man ihm doch nicht klar machen kann, wie man durch weitschichtige Beobachtungen und Theorien schließlich auf diese Vorstellung gekommen ist.

3. Dem modernen Menschen fehlt die Zeit, sich zu bilden. Er ist eingespannt in seinen 8-stündigen Arbeitstag, vermehrt um die Fahrzeit. Am Abend sucht er nur noch Zerstreuung, Entspannung. Ihm fehlt auch die Anleitung zum Erwerb von Bildung und Urteilsfähigkeit. Soweit diese Schwierigkeiten wirtschaftsbedingt sind, können wir zur Zeit nichts dagegen tun. Wir können nur versuchen, die verfügbare Zeit besser auszunutzen, um dem Laien einen Begriff von der Wissenschaft außerhalb seines eigenen Faches zu geben, ein „Studium generale“. Dazu genügt allerdings nicht, daß ein Fachmann über den neuesten Stand seiner Wissenschaft berichtet. Dieser steht meist zu sehr in der Sache, und ist sich der Schwierigkeiten des Aufbaues der Grundlagen meist nicht mehr bewußt. Um nichts auszulassen, redet er oft zu allgemein (abstrakt), nicht gegenständlich (konkret) genug, und gebraucht oft unbedenklich seine Fachausdrücke.

4. Auswahl und Vermittlung von Bildung ist vielmehr eine Wissenschaft für sich: Ein Studium generale muß von vornherein auf Vollständigkeit verzichten. Es muß Erscheinungen bringen, die für das dargestellte Gebiet beispielhaft (typisch) sind, von den grundlegenden Fragestellungen bis zu neueren Erkenntnissen, soweit sie schon gesichert sind:

Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßtes Neue.

Die Gedanken müssen dargestellt werden, etwa so wie man sie gefunden hat (heuristisch), wie sie sich entwickelt haben auf Grund naheliegender Gedankenverbindungen (Ideenassoziationen), psychologisch mehr als logisch und systematisch. Alles Wesentliche muß gesagt werden, aber nicht weitschweifig, nicht werbend. Fasse dich kurz und übersichtlich. Die üblichen Fachausdrücke sollen nicht fehlen; aber sie dürfen erst genannt werden, wenn die Begriffe auf Deutsch eingeführt sind.

5. Allgemein ist heute die Klage über das Spezialistentum. — Was hilft's? Die Welt ist nun einmal so mannigfaltig und schwer zu übersehen. Wer in seinem Fach etwas leisten will, muß sich darein versenken, jahrelang, überall: ob es sich nun um Werkzeugmaschinen handelt oder um Brückenbau, um Saatgutzüchtung oder um die Erforschung der Sternhaufen, um Kinderpsychologie oder um die Geschichte Heinrichs des Sechsten. Was man in ein paar Jahren zu leisten sich vornahm, wird oft zur Lebensarbeit. Auch der Handwerker muß Spezialist werden, wenn er im rationalisierten Betrieb zu seinem Lohn kommen will. Wünschenswert ist aber, daß man sich außerdem auch um das kümmert, was andere tun und denken, daß man „allgemeine Bildung“ hat. — Ein abgegriffenes Schlagwort! — Kenntnis von Allem zu haben, ist längst unmöglich geworden. Soll man sich Liebhabereien hingeben? Soll man, kann man Inhalte abgrenzen, deren Kenntnis für jeden, der im Leben steht, notwendig, erwünscht ist?

6. Wir leben überhaupt in einer Bildungskrise: Die Zeiten sind vorbei, wo jeder „Gebildete“ Homer, Aristoteles, Erasmus las. Das humanistische Bildungsideal, die literarische Bildung ist tot. Selbst Goethe und Schiller beginnen zu veralten: Wer liest noch Wilhelm Meister? Wer begeistert sich noch an der Jungfrau von Orleans? Schade um Schillers Prosaschriften, die nie populär waren. Ist man gebildet, wenn man zeitgenössische Schriftsteller gelesen hat: die Brüder Karamasow, die Buddenbrooks? — Es kommt darauf an, was man dabei lernen kann an echter Psychologie, wie wir sie in Storms Novellen, in Raabes Romanen finden, nicht an krankhaften Erscheinungen, wie sie gern dargestellt werden. Wir mögen weder Schillers Idealisierung der Tugend, noch Dostojewskis Schwelgen in der Schilderung von Maßlosigkeiten.

7. Bildung muß dem Leben dienen: Man muß imstande sein, die Tagesfragen, die einem auf politischem, fachlichem, persönlichem Gebiet entgegneten, vom Standpunkt des Ganzen zu beurteilen, „objektiv“, nicht subjektiv, als Interessent. Man braucht dazu historische, fachliche, psychologische Kenntnisse und Einsichten:

Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben,

bleibt im Dunkel, unerfahren, mag von Tag zu Tage leben. (Goethe)

Wer nicht volkswirtschaftliche Einsichten hat über das Wesen des „Geldes“, über den Aufbau von Produktion und Verteilung, wird befangen bleiben in den Schlagworten der Interessentenverbände aller Richtungen. Wer als Spezialist nicht weiß, was der Nachbar tut, wer sich nicht einordnet mit seiner Tätigkeit, wird unnütze Arbeit leisten, die ihm niemand abnimmt. Wer nicht über sich selbst nachgedacht hat, handelt triebhaft, verkehrt.

Über der Sache stehen, das ist Bildung.

Klar sieht, wer von ferne sieht, und nebelhaft, wer Anteil nimmt.

Das ist nicht möglich ohne Urteilsfähigkeit, ohne ein gewisses Maß von Kenntnissen, ein wohlabgewogenes. Heraklit sagt:

Viel Wissen macht noch keinen Weisen. Aber der Weise muß viel wissen.

8. Über der Sache stehen, heißt vor allem erkennen, daß keine Wissenschaft „um ihrer selbst willen“ da ist, sondern um des Menschen willen. Was

man auch treibt, treibt man nicht zum Spaß, sondern aus einem Bedürfnis heraus. Das muß zuerst herausgestellt werden. Auch die Wissenschaft, die wir zB an einer technischen Schule treiben: Mathematik, Physik, Technologie, Maschinenkunde, ob es sich nun um Biegungsbalken handelt, um Maschinensteuerung, um Elektronenröhren, ist doch zuweilen eine recht lederne Sache, wenn man sich nicht den Menschen dabei vorstellt: den forschenden, der das Gesetz findet, den tätigen, der es gebraucht, überhaupt den Menschen, der vor einer Aufgabe steht. Jede Wissenschaft muß dem Hörer aus ihren Aufgaben heraus entwickelt werden. — So verstehe ich die „allgemeine Bildung“, das „Studium generale“ des Laien: nicht als Sammlung interessanter Einzelkenntnisse, sondern als Erwerbung einer Zusammenschau dessen, was im Leben vorkommt. Wir leben eben nicht mehr im literarischen Zeitalter, sondern in einer sozialen Arbeitskultur mit allen ihren Vorzügen und Schattenseiten.

9. Als Lehrer an der Ingenieurschule Hamburg habe ich mehrmals den Studenten, die in eine intensive Fachausbildung eingespannt sind, kulturphilosophische Vorträge in diesem Sinne gehalten. Ich glaube, daß diese Vorträge auch einem allgemeineren Kreis nützen können, denn die Schwierigkeiten des Erwerbs von Bildung sind überall dieselben. Den Text habe ich hier noch etwas erweitert und verbessert. — Ich will nicht etwa fremde Gebiete erschöpfend behandeln, sondern nur Anregungen geben zu eigenem Nachdenken, unter Vermeidung historischen Vielwissens und dogmatischer Darstellung. Was Sie interessiert hat in den folgenden Vorträgen, müssen Sie durch eigene Lektüre ausbauen. Das eigene Denken kann einem kein Lehrer abnehmen. Schalten Sie den Rundfunk ab, legen Sie die Zeitung beiseite, mit ihrem Roman und der Bildungsbeilage, und lesen Sie ein gutes Buch! Bei historischen Erzählungen zB hat man Geschichte und Psychologie gleichzeitig. Es ist auch eine Entspannung von der fachlichen Arbeit.

10. Bildung, so sagte ich, soll dem Leben dienen, auch dem politischen Leben. Die Tagesfragen in unserer schwierigen Zeit soll man vom höheren Standpunkt betrachten, mit Weisheit, nicht vom engen Interessenstandpunkt. Man soll versuchen, sich einzuordnen in ein Ganzes, wie es zu allen Zeiten die Freunde der Weisheit, die „Philosophen“ erstrebt haben. So will ich heute damit beginnen, Ihnen etwas über Philosophie zu erzählen.

I. Fragestellungen der Philosophie

eine Übersicht über die Grundfragen, keine Geschichte der Philosophie

1. Technik und Philosophie

1a. Wenn ich heute über Philosophie zu Ihnen spreche, so will ich nicht, wie es sonst wohl geschieht, die Geschichte der philosophischen Systeme erzählen, von den griechischen Naturphilosophen bis zum Existenzialismus. Es ist dies die Geschichte der Antworten auf uralte Lebensfragen. Aber in dem Eifer, ihre Lösung vorzutragen, versäumen die Redner oft, zu sagen, wovon überhaupt die Rede ist. Man muß erst mal die Fragen begreifen, mit denen man sich beschäftigen soll: die Fragen nach Sinn und Zweck des Lebens, nach Leben und Materie, nach Gesetzmäßigkeit und Willensfreiheit, Sittlichkeit, Weltordnung, Schicksal. Und man muß ausgehen von Tatsachen. Jede Wissenschaft entsteht aus dem Problem. So beginne ich heute mit einem uns naheliegenden Beispiel.

1b. „Segen und Fluch der Technik“, das ist ein Thema, ein philosophisches Thema, das seit Jahrzehnten in Broschüren und Zeitungen abgehandelt wird. Es bedurfte nicht erst der Kriegerlebnisse, um diese Frage

aufzuwerfen: Die Technik, die uns das Leben erleichtern sollte, hat uns den Konkurrenzkampf innerhalb der Stände gebracht. Die Rechtsfragen, die sie aufwarf, die gerechte Verteilung des Nationalproduktes, führten zum Ständekampf innerhalb der Nation. Die ökonomischen Gesetze der kapitalistischen Produktion, die Notwendigkeit, vorhandene Anlagen restlos auszunutzen, entfesselten den Weltwirtschaftskampf der Nationen. Die Bedürfnisse, die die Technik weckte, gesteigert durch eine hemmungslose Reklame, bringen Unrast in unser Leben, Todesopfer im Verkehr. Man kämpft um die Güter der Erde, Sieger, Besiegte, Neutrale in gleicher Weise. Es geschieht ein wahnsinniger Raubbau an den Bodenschätzen, eine unerhörte Verschwendung menschlicher Arbeitskraft im Dienst des Gewinnes, des Genusses.

lc. Der Standpunkt, zu dem die Beurteiler in mehr oder weniger langen Ausführungen gelangen, läßt sich in wenigen Worten sagen: Die Technik an sich ist neutral, schuldlos, wie das Messer, mit dem man sich in den Finger schneidet. Es kommt an auf die Wirtschaft, auf den Gebrauch, den man von ihr macht. Außer dem Verstand muß man auch die Vernunft walten lassen: „Alles mit Maß!“ „Nichts zu viel!“ („ne quid nimis“, „meeden' agan“) sagt ein griechischer Weiser. — Das Maß zu finden, dazu gehört Bildung: Übersicht über die Möglichkeiten, die Folgen. Es braucht ja nicht alles gemacht zu werden, was möglich ist. Laß dich nicht von der Reklame fangen! „Wievieles gibt es doch, was ich nicht nötig habe“, sagt Schopenhauer. Ziel der Wirtschaft ist die Herabsetzung der Arbeitszeit.

ld. Uralt ist die Frage sogar. Schon Sophokles, um 450 vor Null, rühmt die Technik, und warnt zugleich vor Mißbrauch. Der zweite Chor seiner Antigone heißt in gekürzter Übersetzung:

Vieles Gewaltige lebt, doch nichts,
was gewaltiger als der Mensch:
Er befährt das wogende Meer,
bricht die Erde mit seinem Pflug,
fängt die Vögel durch listige Schlingen,
und die Fische in kunstvollen Netzen,
zähmt die Tiere zu seinem Dienst;
der erfindungsreiche, geschickte Mensch!

Hat die Sprache erdacht,
die Gedanken zu sagen,
hält Gemeinschaft in geordnetem Staat,
er weiß sich zu schützen vor Frost und Regen,
weiß Krankheit zu meiden, nur nicht den Tod.

An Technik über Erwarten reich,
(technas' hy'per el'pid echoon',)
ist zum Schlechten er bald, bald zum Guten gewandt.
Erwünscht, wer göttlicher Ordnung sich fügt.
Fern bleibe mir, wer nur Gewinn erstrebt.

le. Also nicht nur Techniker, oder sonstiger Spezialist soll der Mensch sein, sondern auch Philosoph, Freund der Weisheit. Mit Klugheit soll er seine Arbeit machen, mit Weisheit sich entscheiden, was soll ich tun. — Vorfrage: Was bin ich überhaupt? Was ist mit der Welt? — Bewußt oder unbewußt handelt doch jeder aus einer Weltanschauung heraus. — Zwar meinen „unphilosophisch“ eingestellte Menschen, man könne doch nicht wissen, was hinter dem Leben stehe. Wesentlich sei, was man „positiv“ wisse: die Naturgesetze, nach denen man konstruiert, die Gesetze der Wirtschaft, nach denen man „handelt“. So diene man dem „Fortschritt“. Alles andere seien falsch gestellte Fragen. — Auch eine Weltanschauung! — Richtig daran ist, daß dieser „Positivismus“ für die Technik genügt, ja sogar

für die der Technik dienende Erforschung der Naturgesetze, schon nicht mehr für die Wirtschaft, wo man ja nicht nur produzieren und Handel treiben soll, wo man vielmehr notwendige und überflüssige Bedürfnisse unterscheiden muß, um richtig zu „handeln“.

If. Die philosophische Kritik setzt ein, wenn man einerseits nach der Herkunft, nach dem Sinn dieser Naturvorgänge, dieser Gesetze fragt, andererseits nach dem Zweck des Lebens, des Konstruierens, des Handelns, des „Fortschritts“, den wir doch nur gewohnheitsmäßig bejahen. Aus diesen Fragen folgen Erkenntniskritik, Metaphysik, Ethik. — Ethik fließt aus Metaphysik, Handeln aus Erkenntnis, aus Selbsterkenntnis. „Erkenne dich selbst!“ (gnoo'thi heauton') stand über dem Tempel zu Delphi. Man muß Verstand mit Vernunft, Klugheit mit Weisheit, Realismus mit Idealismus verbinden. — Die Technik ist schuldlos. Sie ist sogar notwendig, um das Zusammenleben so vieler Menschen zu ermöglichen. Aber dadurch wurde der Mensch vor Entscheidungen gestellt, denen seine Vernunft zuweilen nicht gewachsen war.

2. Physik und Metaphysik

2a. Ethik fließt aus „Metaphysik“. — Was liegt denn „jenseits der Physik?“ — Schon manches Gebiet hat die Naturwissenschaft der Philosophie abgewonnen: Die Phantasieen aller Völker über die Schöpfung sind abgelöst durch die Entwicklungslehre. Die Spekulationen über die Planetenbewegungen, in denen man das Schicksal lesen wollte, sind geklärt durch die Astronomie. Die Atomlehre des Demokrit ist ersetzt durch die des Dalton: Wir nehmen die Existenz der Atome an, nicht weil man sich eine unendliche Teilbarkeit nicht denken könne, sondern wegen der Tatsache, daß die Elemente sich miteinander chemisch verbinden in konstanten Gewichts-Verhältnissen.

2b. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen der Fragestellung der alten Naturphilosophen und der der heutigen technischen Physik: Wenn Sie den Physiker nach dem Wesen der Elektrizität, der Energie fragen, und Sie meinen, er werde Ihnen nun das tiefste Geheimnis der Schöpfung enthüllen, so gibt er Ihnen eine äußerst nüchterne Erklärung von soundsovielen Kilogrammetern, von Maßzahlen und Formeln, aus denen man den zeitlichen Ablauf einer bestimmten Anordnung berechnen kann. — „Wir wollen die Natur nicht erklären, nur beschreiben“, sagt Kirchhoff schon vor 150 Jahren in der Einleitung seiner Physik. — „Ich gebe keine Erklärung“ („hypotheses non fingo“), sagt Newton von seinem Anziehungsgesetz: Die Himmelskörper bewegen sich so, als ob sie sich anziehen mit einer Kraft, die in der doppelten Entfernung ein Viertel des Wertes hat. — Wenn wir als „Ursache“ des Falles „die Schwerkraft“ angeben, so ist das nur eine Ausdrucksform nach menschlichem Maß, „anthropomorph“. Der Körper bewegt sich so, als ob ihn jemand nach unten zieht. Der Kern der Behauptung ist die Tatsache, daß auf der Erdoberfläche die abwärts gerichtete Geschwindigkeit eines nicht gestützten Körpers in jeder Sekunde um 9,8 Meter pro Sekunde wächst.

2e. Die Mechanik, die Elektrotechnik ist die Kunst, die Formeln für das Gleichgewicht der Kräfte, für die elektromagnetischen Felder richtig hinzuschreiben, ein Verfahren, nüchtern zugleich und erfolgreich, das die Vorausberechnung der Maschine ermöglicht. Dann läuft nachher das Schiff mit der geforderten Geschwindigkeit. Dann liefert die Dynamomaschine den nötigen Strom für den Betrieb des Werkes, für die Beleuchtung der Stadt. Dann bricht die Brücke, die Walzmaschine nicht zusammen. Mehr wollen wir ja nicht erreichen. — Es ist Technik, gegründet auf Beschreibung der Erscheinungen, auf „Phänomenologie“, physikalische Grundlagen vom technischen Standpunkt, aber keine Naturerklärung im alten Sinn. Das haben wir aufgegeben.

2d. „Jenseits der Physik“ aber bleiben bestehen die Fragen nach Geburt und Tod, Glück und Unglück, Schicksal, Gerechtigkeit, Schuld, Freiheit, Gemeinschaft, Sinn und Zweck, Bewußtsein, Verantwortung, wie der Dichter sagt:

Wer löst mir die Rätsel des Lebens,
 worüber schon manche Häupter gegrübelt,
 Häupter in Hieroglyphenmützen,
 Häupter in Turban und schwarzem Barett,
 arme, schwitzende Menschenhäupter?

Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
 Woher ist er kommen, wo geht er hin?
 Wer wohnt da droben auf goldenen Sternen?
 — Und ein Narr wartet auf Antwort!

2e. Das ist ein ganz anderer Erfahrungsbereich, als der physikalisch-technische. Aber Erfahrung ist es auch. Sie objektiv zu erfassen, ist schwierig. Wir sind ja immer subjektiv beteiligt. Deshalb gibt es ja auch so viele und so anspruchsvolle Lösungsversuche. Auch fehlen uns Erfahrungen jenseits von Geburt und Tod. Und doch muß die Vernunft irgendwie Stellung nehmen, weil man sich ja entscheiden muß; so wie ein General auf Grund unzulänglicher Meldungen sich zu einem Befehl entschließen muß. So will ich Fragen der Philosophie mit Ihnen erörtern, das Für und Wider der Lösungsversuche kurz und knapp darstellen, nicht mit Rhetorik für eine bestimmte Lösung werben.

3. Dualismus und Monismus

3a. Der Mensch besitzt eine Seele und einen Körper. Es gibt Lebewesen, Organismen, die geboren werden, sich ernähren, um zu wachsen, um ihren Stoffwechsel aufrechtzuerhalten, die sich fortpflanzen, sterben, die in ihren höheren Formen individuelles Bewußtsein, Empfindung, Vorstellung, Willen haben, — und tote Materie, bei der das alles ersichtlich nicht der Fall ist. — Dieser „Dualismus“ ist zunächst Tatsache, ist „empirisch“ gegeben. Der Sprachgebrauch aller Völker unterscheidet so.

3b. Andererseits hat man gefunden, daß das „Leben“ im Laufe der Erdgeschichte aus kleinen Anfängen entstanden ist, sich entwickelt hat: erst Pflanzen, dann niedere, dann höhere Tiere, ohne daß man feste Grenzen angeben kann. Und nach Darwin sorgt die Auslese im Kampf ums Dasein dafür, daß das der Umwelt besser Angepaßte am Leben bleibt, das Schlechtere ausstirbt. — Auch hat man festgestellt, daß die Lebensvorgänge begleitet sind von mechanischen, elektrischen, chemischen, kurz materiellen Vorgängen im Körper, namentlich im Gehirn, daß sie von Krankheiten, von Bestrahlungen beeinflusst werden. So entstand die Meinung, daß doch wohl alles aus den Gesetzen der Materie allein, aus „Kraft und Stoff“ (Büchner) folgte, und daß eben nur die Auslese dafür Sorge, daß die Organismen zu immer höheren Formen sich entwickeln. Dieser von Hückel, Ostwald und vielen Ändern vertretene „Monismus“ würde sich also die Aufgabe stellen, die angeblichen Seelenvorgänge aus den elektromagnetischen und anderen Gleichungen abzuleiten, so wie es für Turbodynamos, für Schall und Lichtwellen, für Elektrolyse bereits gelungen ist.

3c. Daß überhaupt eine Entwicklung stattfindet, beruht nach dieser Lehre nicht etwa auf einem vorgefaßten Plan, auf einer Zielstrebigkeit (Entelechie), sondern auf zufälligen kleinen Veränderungen, Mutationen der Vererbungszellen (Gene), die vielleicht durch äußere Einwirkungen entstehen. Vererbung erworbener Eigenschaften soll es ja nicht geben. — Danach wäre also das ganze verwickelte physikalisch-chemische Zusammenspiel

zwischen Herz, Lunge, Leber, Nieren usw. aus zufälligen Mutationen allmählich entstanden, und hätte sich dann durch Vererbung erhalten. Fehlentwicklungen wären ausgestorben. — Auch die Tausende von Nerven, die die Lichteindrücke von der Netzhaut zum Gehirn leiten, wären in ihrer gegenseitigen Isolierung und Schaltung zufällig entstanden, links und rechts in gleicher Weise sogar. Jede andere mögliche Vertauschung wäre ausgestorben. •—• Und wenn man die Zweckmäßigkeit des Körperbaues betrachtet, wie die Knochen, Bänder, Sehnen, Muskeln, die Druck- und Temperaturzellen in der Haut, die sensiblen und die motorischen Nerven aufeinander abgestimmt sind, in ihrer Funktion und in ihren Abmessungen, so erhält man jedesmal die Antwort: Das ist planlos entstanden, das Schlechte ist ausgestorben. Die Formel paßt auf alles. Sie schließt nichts aus, nicht einmal die Existenz von Unzweckmäßigem. Das hat dann eben, man sieht es ja, nichts geschadet. Die Formel ist im Grunde nur der Ausdruck dafür, daß das, was besteht, auch bestehen kann.

3d. Es ist derselbe Grad von Wahrscheinlichkeit, als wenn ich sagen wollte, eine Bücherei entsteht, indem Milliarden von Setzern Buchstaben planlos aneinander fügten, es erhält sich aber nur das, wo die Buchstaben zufällig sinnvolle Wörter, Sätze, Abschnitte ergaben. Das Andere haben die Leser weggeworfen. Auch hier schadet ein bißchen Unsinn nichts. — Nach Wahrscheinlichkeit müßten der Fehlentwicklungen sogar ungeheuer viel mehr sein, als der günstigen Mutationen. — Nun ja, es standen der Natur für dieses Ausprobieren ja auch Jahrtausende zur Verfügung. Da konnten wohl aus kleinen Veränderungen große Unterschiede, immer bessere Anpassungen entstehen. — Aber auch in Versteinerungen hat sich dergleichen nicht erhalten. Der Ichthyosaurus erscheint sofort als ein seiner Umwelt wohlangepaßter Fresser. Und der Bauplan der Wirbeltiere hat sich durch Jahrtausende recht unverändert erhalten, sogar bis auf die Anzahl der Zehen bzw. Finger.

3e. Und das alles wird dann durch Vererbung auf die Nachkommen übertragen, so daß jeder Keim nach dem Vorbild der Vorfahren sich entwickelt. Er wächst sogar noch weiter bis zum Reifezustand und heilt Schäden bis zu einem gewissen Grade. Er muß also eine Art von Vorlage in sich haben. Wie geht denn das vor sich in den Vererbungszellen nach den physikalischen Gesetzen? Das müßte ja nun erklärt werden. — Dafür haben wir im Bereich der toten Materie kein Beispiel. Im Erzbergwerk werden keine Autos geboren, nicht einmal einfache Pflüge. Auch entwickeln sie sich dort nicht. Wir entwickeln sie. — Für die Materie gilt im Gegenteil, daß die Energie von selbst lieber aus differenzierter Form übergeht zu ungeordneter Bewegung, aus mechanischer, aus elektrischer Energie in Wärme. Für Hückel war dieser „zweite Hauptsatz der Wärmelehre“ ein schwerer Anstoß. Er bestritt ihn deshalb einfach.

3f. Im Gegensatz dazu hat das Leben das Bestreben, sich aus niederen zu höheren Formen zu entwickeln. Die Entwicklung soll ja nicht abgestritten werden. Das läßt eine Zielstrebigkeit (Entelechie) in der Entwicklung vermuten. Diesem Bestreben stehen aber wohl Hemmungen entgegen, eben die physikalischen Bedingungen, die „Tücke des Objekts“, sonst müßten die Lebewesen ja vollkommen angepaßt sein, was nicht der Fall ist. Das alles ist eben noch nicht geklärt. — Die Auslese spielt dabei eine helfende Rolle. Auch in der Wirtschaft findet ja eine Auslese der hergestellten Geräte statt: durch die Stückkontrolle innerhalb des Werkes, durch die Konkurrenz innerhalb der Industrie. Aber dieser Umstand reicht nicht aus, die Entstehung der Verbesserungen zu erklären. Er ist nur einer der vielen Antriebe für den Konstrukteur. Seine Ideen und Fähigkeiten fließen aus ändern Quellen. — Auch hier gibt es Widerstände, die der Vervollkommnung Grenzen setzen. — Dabei soll nicht abgestritten werden, daß die Vorgänge im Körper beim

Spiel der Muskeln, bei der Verdauung, in der Lunge nach den physikalisch-chemischen Gesetzen verlaufen. Aber sie werden vom Leben gelenkt. Auch in einer Fabrik arbeiten die Maschinen nach physikalisch-chemischen Gesetzen, aber geplant, aufgebaut, gelenkt, ausgebaut wird sie von lebendigen Menschen, auch wenn sie „voll-automatisiert“ wäre. Würde der Mensch sie verlassen, so würde sie vielleicht eine Weile Weiterarbeiten, im Schlaf, und dann stehen bleiben, sterben. — Der Biochemiker beweist uns, daß bei den biologischen Vorgängen die Gesetze der Osmose, der Chemie gelten, nicht aber, wie es zu so eigentümlichen Gebilden wie den Zellen gekommen ist.

3g. Entwicklung, Vererbung, Stoffwechsel, Geburt und Tod finden wir nicht in der materiellen Welt. Eben dadurch unterscheiden sich die beiden Welten voneinander. — Wie kommt es denn, daß die Gene die Entwicklung eines „Individuums“ veranlassen, und daß sie „mutieren“? Wir wissen die Tatsache, den Vorgang, aber nicht den Mechanismus. — Die biologischen und noch mehr die psychologischen Vorgänge sind eben so sehr verschieden von den materiellen, daß schon dadurch die Aufgabe, die den Monisten obliegt, die Gesetze des Lebens aus den elektromagnetischen und chemischen abzuleiten, hoffnungslos erscheint. Man wird nach wie vor beide unabhängig voneinander (dualistisch) bearbeiten und darstellen müssen: Daß Goethe eines Tages das Gedicht „Ich denke dein“ aufs Papier schrieb, wird aus den physikalischen Gleichungen schwer ableitbar sein, ebenso wie die Erkenntnis dieser Gleichungen selbst kaum als physikalischer Vorgang begriffen werden können. Beweisbar ist also weder der Dualismus, noch der Monismus. — Die bloße Behauptung aber, der Lehrsatz, daß „Leben und Materie Eines“ seien, ist gegenstandslos, solange man ihn nicht im Einzelnen durchführt. So ist der Monismus vorläufig bestenfalls nur ein Programm. Der Dualismus ist nötig für die Forschung, die Beschreibung, die Praxis.

3h. Vollends die Tatsache, das Phänomen des Ich, der Persönlichkeit, des Selbstbewußtseins, soll heißen: des Bewußtseins von sich selbst, ist aus der Physik nicht ableitbar. „Wie merkwürdig, daß es ‚mich‘ gibt“, sagte mal ein Junge, der von naturwissenschaftlichen Theorien noch nicht angekränkt war, sondern richtig vom empirischen Befund ausging. Diese Frage macht ja auch dem Monismus die meisten Schwierigkeiten. Man sagt: Empfindung, Vorstellung, Bewußtsein seien eben von Anfang an dagewesen, — im Atom, im Proton? — Nun, dann war eben der Dualismus von Anfang an da. Die Schwierigkeit, die niederen Lebensformen gegen die Materie abzugrenzen ist ja das Hauptargument der Monisten. Vielleicht kann ja aber das „Leben“ erst von größeren Atomverbänden Besitz ergreifen. Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nicht, wie Bewußtsein und Materie aufeinander wirken. Aber wissen wir denn, wie das elektrische Feld auf die Materie wirkt? Wir stellen ja überall nur fest, daß es so ist, „phänomenologisch“ (2bc).

3i. Und wenn alles nach den Gesetzen der Materie vor sich ginge, ohne daß das „Ich“ darauf einwirken könnte, dann wäre ja das Bewußtsein in der Welt überflüssig, eine belanglose Begleiterscheinung eines elektromagnetischen Ablaufs. Dann sähe ja das Ich nur zu, was mit Ihm geschieht, ohne von Ihm aus etwas dazu tun zu können. Ich, der Mechanismus erleide es im wahrsten Sinne des Wortes, ein grausames Schicksal, wenn ich mit vollem Bewußtsein in unabänderliches Verhängnis gleite, wenn das, was ich dagegen zu tun glaube, auch nur zwangsläufiger Mechanismus wäre. — Ein solches Bewußtsein könnte die Natur bewundernd erleben, oder, je nachdem, vor Schmerz oder vor Zorn aufschreien.

4a. Das Phänomen des Ich, des Bewußtseins von sich selbst, ist aus der Physik nicht ableitbar. — Es ist sogar das Ursprüngliche: „Ich denke, also bin ich“ („cogito, ergo sum“), sagt Descartes, nur mein Denken erlebe ich unmittelbar, nur von meinem Denken weiß ich, daß es „ist“. — Der Saal dagegen, den Sie hier um sich sehen, einschließlich Ihres Körpers, ist ja nur ein Vorstellungsbild, das Sie sich auf Grund von Sinnesreizen von den „Dingen an sich“ machen. Diese Vorstellung kommt sogar auf sehr verwickelte Weise zustande: Die Lichtstrahlen fallen ins Auge, erregen die Netzhaut, bewirken im Gehirn Reize, die auf unerklärliche Weise als „hell, dunkel, farbig“ empfunden werden. Außerdem „hören“ Sie „Töne“. Und erst durch Zuhilfenahme von Erinnerungen kommt schließlich die Vorstellung zustande, daß da ein Mensch vor Ihnen steht und spricht. Der Saal und was darin ist, existiert nur in Ihrer Seele, in jeder einzeln. Wer ihn für die „Wirklichkeit“ hält, den nennt der Philosoph einen „naiven Realisten“.

4b. Die Farben, die Töne sind ja auch in „Wirklichkeit“ nur Schwingungen: Elektromagnetische Wellen von der Länge 500millionstel Millimeter „sehen“ wir als „grün“. Luftschwingungen von 260 pro Sekunde „hören“ wir als c'. Aber diese „Sinnesqualitäten“ existieren nur im Bewußtsein. Im Raum „an sich“ ist es dunkel und still. — Wie man rot, blau, hohe, tiefe Töne empfindet, ist nur zu erleben, nicht zu beschreiben. Die Empfindung ist etwas anderes als der physikalische Vorgang. — Auch Platon (Vom Staat VII, 1) spricht von einer Höhle, in der wir leben, ohne hinaus-sehen zu dürfen. Wir sehen nur die Schatten der Vorgänge, die sich vor der Höhle abspielen, auf einer uns gegenüberliegenden Felswand. — Auch indische Weisheit hat das erkannt, indem sie vom Schleier der Maja spricht, vom Trug der Sinne, von dem sie erlöst zu sein wünscht im „Nirwana“, (einem vom Wahn befreiten Zustand unmittelbarer Erkenntnis?) — Raum und Zeit, sagt Kant, seien nur Anschauungsformen unseres Geistes.

4c. Nach Kant kommen sogar die Begriffe, nach denen wir die Sinneseindrücke ordnen und beurteilen, nicht von außen. Daß wir den Erscheinungen Gegenstände, „Substanz“ zugrundelegen, daß wir nach „Ursache und Wirkung“ fragen, daß wir den Zuständen imd Vorgängen Zahlen zuordnen, seien Denkformen („Kategorien“), die wir der Natur von vornherein („a priori“), aufprägen. — Demgegenüber betont Locke mit Recht, daß der Inhalt unserer Erkenntnis uns durch die Sinne komme. — Wir bilden also den Zahlbegriff so, daß er auf die Erlebnisse paßt, nachträglich („a posteriori“). Also doch nicht a priori, aber doch unsere Erfindung. Wir brauchten ja nicht zu zählen. — Wie dem auch im einzelnen sei, jedenfalls steht das Individuum den Dingen, der Geist der Materie gegenüber, dualistisch, mit eigener Gesetzlichkeit, mit eigener Art, zu sein.

4d. So ist also das Ich mit seinen Vorstellungsbildern das einzige, das mir direkt bewußt ist. — Bin ich vielleicht allein auf der Welt? — Dieser „Solipsismus“ (solus ipse = allein ich selbst) ist eine unwahrscheinliche Hypothese: Wenn mir auf der Straße einer entgegenkommt, und wir einander ausweichen, so schließe ich, daß da ein Wesen ist, welches mich wahrnimmt, wie ich ihn, und handelt wie ich, auch mit einem Bewußtsein von sich selbst; vollends, wenn man miteinander spricht. Aber das sind ja alles nur Schlüsse, veranlaßt durch Sinneseindrücke. — Und man möchte doch so gern die Seele des ändern unmittelbar erkennen, über Raum und Zeit hinweg, möchte wissen, was er wirklich denkt und fühlt und will. Das ist ein tragischer Zustand, der oft zu Mißtrauen, Hemmungen, Verslossenheit führt. — Ein Glück, daß wir praktisch doch naive Realisten sind, und zu Optimismus geneigt. Unsere Schlüsse von unsern Vorstellungen auf Individuen und Dinge, die „an sich“ irgendwie bestehen, werden schon richtig sein.

4e. Indem man so über die Seele nachdenkt, ergeben sich dann alle Fragen nach Geburt und Tod, Persönlichkeit, Unsterblichkeit, woher, wohin. Ist das Ich ein Teil des Lebens, als solcher vergänglich, oder wird es irgendwie wiedergeboren, dasselbe Ich, ohne von seinem früheren Zustand zu wissen? Weiß man vielleicht in einem Zwischenzustand mehr? — Man muß sich nur mal die Rätselhaftigkeit dieses Daseins klar machen. Dann werden die starren Denkgewohnheiten, denen man unterliegt, etwas aufgelockert, und man ist diesen Fragen gegenüber aufgeschlossener. — Auch daß sie ungelöst sind, macht sie nicht ungültig. Berechtigt sind sie doch. — Im praktischen Leben freilich, in der Technik, in der Physik wird man immer so verfahren müssen, als ob diese Vorstellungsbilder Wirklichkeit seien, als ob ihnen zumindest Zug für Zug eine Wirklichkeit entspricht (Positivismus). Man kann ja nicht in jedem Satz „als ob“ sagen. — Trotzdem: Das Leben als etwas Besonderes anzusehen, vom naiven Realismus grundsätzlich frei zu kommen, ist nötig, um sich im Leben unbefangen zu entscheiden, sich frei zu entscheiden.

5. Kausalität in der Physik

5a. Ist denn unser Wille frei? — Alles ist bestimmt („determiniert“), vorausberechenbar, sagen die „Deterministen“: Das sei das Gesetz der „Kausalität“, das Gesetz von „Ursache und Wirkung“, vom eindeutig unausweichlich bestimmten Ablauf alles Geschehens. — Aber in dem Wort „Ur“sache liegt zunächst doch die Vorstellung von einem Anfang, einem „willkürlichen. Eigentlich sind es juristische Begriffe: Ursache = causa, der spontane freie Entschluß, für den der Angeklagte verantwortlich gemacht wird, Wirkung = effectus, die Folge davon, der Schaden, um den der Prozeß geht. Die Ursache für einen Verkehrsunfall liegt bei dem, der gegen die Verkehrsordnung, gegen die Norm verstoßen hat. Physikalisch aber kann man nur sagen, daß die beiden Autos aufeinander Kräfte ausgeübt haben, die gewisse Formänderungen bewirkt haben. — Die Worte „Ursache“ und „Wirkung“ enthalten also in ihrem Ursprung gerade die Vorstellung vom freien Willen und seinen Folgen. Erst als man weiter fragte nach der Ursache von der Ursache, kam man zu der Idee der bestimmten Abfolge der Ereignisse. Es bleibt offen, ob sich immer eine Ursache nach festen Gesetzen finden läßt.

5b. Die Physik betrachtet das Geschehen schon längst unter einem ändern Gesichtspunkt: Man beobachtet, daß die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers in jeder Sekunde um 9,8 Meter pro Sekunde zunimmt: Er wird „beschleunigt“.

Er hat dann nach 3 Sekunden die Geschwindigkeit $3 \cdot 9,8 = 29,4$ m/sec

Formel: Geschwindigkeit = Schwerebeschleunigung mal Zeit

$$v = g \cdot t = 9,8 \cdot 3 = 29,4 \text{ m/sec}$$

Wie tief er gefallen ist, folgt aus der Überlegung, daß der Stein in diesen 3 sec durchschnittlich die halbe Geschwindigkeit gehabt hat, 14,7 m/sec.

Er hat also durchlaufen die Fallstrecke $14,7 \cdot 3 = 44,1$ m

Formel: Fallstrecke = halbe Geschwindigkeit mal Zeit

$$s = 1/2' g \cdot t \cdot t = 1/2 \cdot 9,8 \cdot 3 \cdot 3 = 44,1 \text{ m}$$

Ähnlich ist es bei einem anfahrenen Eisenbahnzug, nur ist hier die „Beschleunigung“ kleiner: die Geschwindigkeit nimmt hier zu nur um zB 0,2 m/sec in jeder Sekunde. Um 20 m/sec zu erreichen, braucht er dann 100 sec. Und in 100 sec hat er mit durchschnittlich 10 m/sec eine Anfahrstrecke = 1000 m zurückgelegt. — Diese kleine Probe möge dem Laien zei-

gen, wie man rechnet. — Hat der Stein schon eine Anfangsgeschwindigkeit gehabt, so sind v und s entsprechend größer. — Wirft man ihn in schräger Richtung, so bewegt er sich auf einer krummen Bahn, für die wieder andere Formeln gelten. — Bei großen Geschwindigkeiten muß man den Luftwiderstand berücksichtigen.

Immer aber folgen Ort und Geschwindigkeit nach einer "bestimmten Zeit aus Anfangsort und Anfangsgeschwindigkeit.

5c. Ferner: Ein Eisenbahnwagen ruht auf den Radachsen vermittels Federn. Infolge der Schienenstöße schaukelt er auf und ab. Hier wird die Stoffmenge des Wagens, die „Masse“ durch die Federkräfte, die infolge Zusammendrückung und Entspannung der Federn entstehen, auf und ab beschleunigt je nach der Masse des Wagens, der Steifigkeit der Federn, der Folge der Stöße. Je weicher die Federn, und je größer die Wagenmasse, um so langsamer die Schwingung. — Ebenso erfahren die Planeten von der Sonne eine gewisse Anziehungskraft, die sie auf berechenbaren Bahnen um diese umlaufen läßt mit Geschwindigkeiten, die nach Richtung und Größe wechseln. Auch aufeinander und rückwirkend auf die Sonne üben die Planeten Kräfte aus. — Ist für einen gewissen Zeitpunkt Ort und Geschwindigkeit der beteiligten Körper bekannt, so kann man für jeden ändern Zeitpunkt Ort und Geschwindigkeit angeben.

5d. Immer gilt in der Bewegungslehre das Gesetz

Masse mal Beschleunigung = Kraft für jeden beteiligten Körper

In dieser Formel sind die „Kräfte“ abhängig vom Zustand: die Anziehungskräfte von der Entfernung der Körper, die Federkräfte von der Verformung, die Reibungskräfte vom Druck, von der Geschwindigkeit. Dazu kommen noch elektromagnetische Kräfte. „Beschleunigung *“ bedeutet, daß in einer gewissen Zeit eine Geschwindigkeitsänderung nach Größe und Richtung stattfindet. Aus diesen Gleichungen für die Geschwindigkeitsdifferenzen müssen nun die Werte von Geschwindigkeit und Ort aufsummiert, berechnet werden:

die „Differentialgleichungen“ müssen mathematisch aufgelöst werden mit Rücksicht auf Anfangsort und Anfangsgeschwindigkeit.

Dann kann man Ort und Bewegung zu jeder ändern Zeit angeben. — Eine umfangreiche Wissenschaft! — Wir können nicht immer genug Mathematik, um die Auflösung der Gleichungen in angemessener Zeit durchführen zu können. Auch haben wir nicht immer die nötigen Angaben über die Anfangswerte.

5e. Jedenfalls: wenn wir sicher sind, daß die genannten Beschleunigungsgleichungen für jeden Körper gelten, so gibt es immer genügend viele Gleichungen, um die zu berechnenden Größen zu bestimmen, so viele Gleichungen wie Unbekannte, oder wie der Mathematiker sagt: „n Gleichungen für n Unbekannte“. — Ist also die Aufgabe etwa mangels Mathematik zur Zeit nicht lösbar, so ist der Vorgang vielleicht zur Zeit nicht bestimmbar, aber doch bestimmt, determiniert, nämlich mit einer verbesserten Rechenmaschine, mit einem besseren Mathematiker. — Dieses Verfahren, aus „Differentialgleichungen und Anfangsbedingungen“ den weiteren Ablauf zu berechnen, hat sich in der gesamten Physik bewährt. — Aber was ist hier nun „Ursache“, das Kraftgesetz oder die Anfangsbedingung? Wenn der Teller entzweigeht, war die Schwerkraft die Ursache, oder daß ich ihn losgelassen habe? Ich bin es nicht gewesen, es war die Schwerkraft! — Und den moralischen Unterschied zwischen Absicht und Versehen macht die Physik auch nicht.

5f. Nun bestehen die Körper aus Atomen und Atomverbänden, Molekülen. Unmöglich, jedes einzelne Molekül in seinem Lauf zu verfolgen,

was nach obiger Theorie nötig wäre. Für den Druck auf die Wandungen des Gefäßes kommt es ja auch nur an auf die Gesamtwirkung der Stöße der Moleküle. Man begnügt sich also mit Mittelwerten der Geschwindigkeiten, und nimmt an, daß die Abweichungen nach Wahrscheinlichkeit sich ausgleichen werden. Das sind dann die Gesetze der Hydrodynamik, der Wärmelehre. Diese Mittelwerte sind freilich grundsätzlich nicht einwandfrei zu messen, zu definieren. Aber das ist ja noch kein Einwand gegen die Kausalität, nur gegen die Lösung durch Mittelwerte, also noch kein Platz für Freiheit. In einem sehr engen Spalt, in dem nur wenige Moleküle sich befinden, werden zwar die Gesetze der Hydrodynamik nicht mehr gelten, aber doch noch die Gesetze der Molekularbewegung. — Können wir den Ablauf nicht berechnen, mangels Kenntnis der einzelnen Geschwindigkeiten, mangels Mathematik, ist er aus solchen Gründen nicht genau bestimmbar, so ist er doch bestimmt, determiniert.

5g. Oder: werfe ich eine Handvoll bunter Kugeln in eine Schale, so werden sie jedesmal anders liegen, zufällig, abhängig von der Lage in meiner Hand, von den Zufälligkeiten des Abwurfs. Aber das ist gewiß nicht das, was ich unter freiem Willen verstehe. — Erstaunlich, daß Philosophen und Theologen sich so für neuere Physik interessieren, für die Ungenauigkeitsfrage. Sie werden dabei nichts erben: Ob das Atom mechanisch aufgebaut ist oder elektromagnetisch, ob wir die Unzahl der Größen genau berechnen, oder nur in Mittelwerten mit Wahrscheinlichkeit erfassen können, ob wir die maßgebenden Größen genau oder überhaupt direkt messen können, ist doch philosophisch ganz belanglos, nur technisch bedeutungsvoll. Die Einschränkung der Genauigkeit gilt ja nur für die beobachtbaren Mittelwerte, nicht für die Elementargrößen, auf die man doch zurückgehen müßte, wenn es nicht so viele wären. Und sind diese hypothetischen Größen auch nicht direkt erfaßbar, so ist die Gültigkeit der Elementargesetze doch indirekt zu bestätigen durch die Beobachtung der erfaßbaren Größen. Aber so weit ist eben die neuere Physik noch nicht, daß sie die Kräfte zwischen den Protonen sicher erforscht hätte. Man muß also warten, ehe man popularisiert, bis man selbst genug weiß.

5h. Auch Zufall ist noch keine Abweichung von der Kausalität: Wenn man sagt, daß zwei einander „zufällig“ begegnen, so meint man damit, daß sie aus ganz verschiedenen Anlässen an denselben Ort gekommen sind. — Wenn man sagt, daß ein fremder Weltkörper aus astronomischen Fernen zufällig auf die Erde trifft, so meint man, daß Anfangs- und Anfangsgeschwindigkeit der beiden unabhängig voneinander gewesen seien. Und je weiter man den „Anfang“ zurückverlegt, um so mehr voneinander unabhängige Einflüsse, Anfangsbedingungen kommen beiderseits ins Spiel. — Man müßte sonst annehmen, daß bei einem Uranfang der Welt Alles, was geschehen soll, vorher beabsichtigt, vorher berechnet war, daß die zahllosen Anfangswerte entsprechend eingestellt wurden. Dann freilich gäbe es keinen Zufall. Aber was könnte einem Schöpfer daran liegen, einen so vorherbestimmten Mechanismus ablaufen zu lassen, wie ein Kind seine Eisenbahn, nachdem es die Weichen gestellt hat? Das wäre doch etwa die Vorstellung des Determinismus. — Also: Zwei Ereignisse fallen „zufällig“ zusammen, wenn sie von voneinander unabhängigen Anfangsbedingungen abhängen. Das widerspricht der Kausalität nicht, die ja nur die Beziehungen zwischen den Anfangs- und Endwerten bestimmt. Der Anfangszustand aber zu irgend einer Zeit ist „gegeben“. Schöpfung.

6. Willensfreiheit

6a. Die Frage der Willensfreiheit muß vielmehr so gestellt werden: Haben wir zur Berechnung der Vorgänge genügend viele Gleichungen: „ n Gleichungen für n Unbekannte“ für Lagen und Geschwindigkeiten? —

ZB: die Dampfmaschine ist in sich mechanisch. Aber der Lokomotivführer steuert sie durch Ventile, durch den Hebel der Kulissensteuerung. So sind einige Größen dem „freien Willen“ unterworfen; alles andere ist danach „determiniert“. Und der freie Wille, die Steuerung kann sogar den Energiesatz nicht verletzen. Ob aber nun auch der Wille des Führers bestimmt ist, das eben ist die Frage. Das kann man nicht einfach aus Analogie mit annehmen. Mit der Dampfmaschine hat es jedenfalls nichts zu tun. Und nach unserem subjektiven Eindruck jedenfalls fühlen wir uns frei. Vergl. die Fabrik in 3f.

6b. Der bekannte Ausspruch des Laplace, der Ablauf der Welt sei bestimmt, wenn man den Anfangszustand kenne, er brauche also die Gotteshypothese hierzu nicht, beruht auf der Annahme, daß für alle Größen genügend viele Gleichungen bestehen. Für seine Sonnensysteme ist das der Fall: Für die Sonne und 9 Planeten, die sich im dreidimensionalen Raum bewegen, bestehen 30 Gleichungen für die Differenzen der Geschwindigkeiten, aus denen man nicht ohne große Mühe, aber mit guter Näherung die Bewegung der Planeten vorausberechnet (5cd): „Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere, die entgötterte Natur“, sagt Schiller bedauernd. Dasselbe gilt für alle materiellen Vorgänge. Die Naturwissenschaft ist gott-los im engeren Sinne des Wortes, nicht wider, aber ohne Gott. — Aber man kann doch nicht schließen: Weil die Marsbalm bestimmt ist, die Dampfturbine, die elektrischen Schwingungen, die Vorgänge in der Atmosphäre, deshalb ist auch das menschliche Handeln bestimmt, determiniert, über das wir doch ganz andersartige Erfahrungen haben, die auch beobachtet, „empirisch“ sind. — Hier bestünden dann eben weniger Gleichungen als unbekannte Größen: „ $n - k$ Gleichungen für n Unbekannte“, z.B. 690 Gleichungen für 700 Unbekannte, $k = 10$ Größen könnten wir nach unserem „Willen“ einstellen. So wäre die Vorstellung vom freien Willen vereinbar mit der Determiniertheit der unbelebten Natur.

6c. Aber der Physiker ist leicht geneigt, die Ergebnisse seiner Forschungen zu verallgemeinern, zu übertragen. Hypothetische Verallgemeinerung mit nachträglicher Kontrolle ist sogar seine Arbeitsmethode. — Max Planck (Vorträge und Erinnerungen, Verlag Hirzel, 5 Auflage, Seite 158 + 160) ist der Ansicht, daß „nicht nur das physikalische Geschehen eindeutig vollkommen bestimmt sei, sondern auch jedes Erlebnis, jeder Gedanke, jeder Willensakt, selbst die Leistungen eines Kant, eines Goethe, eines Beethoven, Werkzeuge in der Hand eines allmächtigen Weltgesetzes.“ — Weltgesetzes! — Er beruhigt sich dabei mit dem Umstand, daß wir nicht imstande seien, diese Kausalzusammenhänge zu durchschauen, und so die Handlungen vorauszusehen. Und so brauchten wir eben doch sittliche, ethische Grundsätze für unser Handeln.

6d. Schon wahr: wir haben solche Grundsätze. Wir glauben sogar, daß wir uns frei dazu entschließen. — Aber die Frage ist hier, ob sie noch nötig sind, wenn doch schon durch das Weltgesetz alles vollkommen bestimmt ist, ob wir es mm durchschauen und berechnen können, oder nicht, ob wir „wollen“ oder nicht. — Wer annimmt, daß alles determiniert sei, wenn auch mangels Rechenkunst nicht immer bestimmbar, so doch bestimmt, der kann diesen ethischen Grundsätzen keine unabhängige Existenz neben den Naturgesetzen zuschreiben. Dann sind sie eben nur andere Ausdrucksformen der materiellen Gesetze, keine neuen Gesetze, „abhängige Gleichungen“ sagt der Mathematiker. Sonst könnten sie ihnen ja widersprechen. Wir „brauchten“ sie dann tatsächlich nicht, weil ja alles „von selbst“ geht. Dann gibt es eben nur scheinbar freie ethische, verantwortliche Entschlüsse. Die Ethik wäre dann nur die Form, in der die Mechanik, die Elektrodynamik in unser Bewußtsein tritt. Das scheint mir zweifelhaft, denn

die Auswirkungen der Naturgesetze haben ersichtlich nichts mit Ethik zu tun.

6e. Natürlich ist der Wille beeinflusst durch Veranlagung, Antriebe, Beweggründe, Motive, aber nicht in eindeutiger Weise. Es bleibt die Möglichkeit der Wahl, — obwohl statistisch die Wirkung einer Propaganda „berechenbar“ ist. Es gibt ja sogar eine Heiratsstatistik. Das gilt aber nicht für die Entscheidung des Einzelnen. Gesetz und Motiv ist nicht dasselbe. Es ist ja auch nicht so, daß die Heiratsstatistik im voraus die Heiratshäufigkeit berechnen ließe. Diese ist mit der Zeit veränderlich. Nur nachträglich gibt die Statistik an, wieviele sich bei gegebenen Motiven und Umständen so oder so entschlossen haben. Sie registriert also nur die Auswirkungen des freien Willens. Gesetze aber lassen Vorausberechnung zu, auch im Einzelfall (2c). — Mit solchen „Überlegungen ist der freie Wille gewiß nicht bewiesen, aber doch als denkbar erkannt, auch innerhalb eines Systems, in dem für die materiellen Vorgänge genügend viele Gleichungen bestehen.

6f. Verantwortung, Gewissen, Schuld, die wir doch deutlich zu fühlen meinen, das gäbe es sonst ja garnicht. Es wären subjektive Täuschungen, falsch verstandene Begriffe, wenn der Ablauf des Lebens vollkommen vorherbestimmt wäre, wenn wir unser „Leben“ nur erleben, ohne in Wahrheit etwas dazu tun zu können (3i). Die ethischen Grundsätze in unserm Bewußtsein wären dann eine völlig überflüssige Begleiterscheinung eines elektromagnetischen Vorgangs: Wenn wir uns für eine Person, eine Sache verantwortlich fühlen, wenn wir einer guten Tat zustimmen, ein Vergehen verurteilen, — das alles sind Begriffe, die wir nur auf menschliche Beziehungen, nicht auf Naturvorgänge anwenden. Wir verurteilen nicht den Blitz, der in ein Haus einschlägt, nicht den Hagel, der die Ernte vernichtet, nicht den Baum, an dem wir uns stoßen. — Und wenn der Richter ein Verbrechen bestraft, so wäre das nur eine mechanische Reaktion auf die mechanische Handlungsweise des Angeklagten. Das wäre wohl denkbar. Aber es wäre nicht das, was wir bisher unter Ethik verstanden haben. Begriffe wie gut und böse, Verantwortung, Heldentum dürften Monisten nicht im Munde führen. Sonst fallen sie aus der Rolle.

6g. Möglich natürlich, daß vieles, was uns willkürlich erscheint, sich automatisch vollzieht, durch die Ganglien: die täglichen Handgriffe, das ganze Reich der Gewohnheiten, der „Prinzipien“. Man muß nur mal sich selbst beobachten, wenn man sich zu etwas „entschließt“: auszugehen oder zuhause zu bleiben, etwas zu kaufen, ein Gespräch zu beginnen. Man muß mal zugleich Subjekt und Objekt sein (Descartes 4a). Das geht, wenn man ehrlich ist. — Möglich, daß man noch unterscheiden muß zwischen Seele und Geist (psyche' und pneu'ma), daß unsere geistige Haltung der Steuerungshebel der Lokomotive ist, den wir „in der Hand haben“, den wir rechtzeitig umlegen müssen, damit in dem darauf folgenden seelischkörperlichen Ablauf der gewollte Erfolg eintritt. Der Wille hat eben immer zu kämpfen gegen physiologisch bedingte, instinktive Abläufe in unserm Organismus. Praktisch jedenfalls fühlen wir uns frei und verantwortlich. Und was sollen wir erstreben? — Damit kommen wir zur zweiten Hälfte unserer Ausführungen, zur zweiten Hälfte der Fragen der Philosophie, von der Metaphysik zur Ethik.

7. Sittliche Grundsätze (Ethik)

7a. Was sind die Grundlagen der Sittlichkeit? Was ist gut und schlecht? — Jeder kämpft seinen Kampf ums Dasein, und ist insofern zu einem gewissen „Egoismus“ berechtigt. Aber er kämpft ihn im Rahmen einer Gemeinschaft, ohne die er allein nicht bestehen könnte. Er muß also auf die Ändern Rücksicht nehmen, für Andere mit sorgen, und ist insofern zu einem gewissen „Altruismus“ (alter = der Andere) verpflichtet. Der Staat steht

gegen das Individuum: Durch Gesetze versucht man, Rechte und Pflichten gegeneinander abzugrenzen, ja sogar den Egoismus zu veranlassen, Gutes zu tun, durch Strafen, Gewinne, Ehrenzeichen. — Aber dieser durch Gesetze gebändigte Egoismus ist noch keine ausreichende Grundlage der Gemeinschaft: Wer einen Vorteil erlangt hat, wird bestrebt und imstande sein, ihn im Rahmen der Gesetze zu vergrößern. Dieses Gleichgewicht ist labil. Auch würde dann das Umgehen der Gesetze, das heimliche Zuwiderhandeln, eher Schlaueit sein, als Verbrechen. Der Begriff Ethik setzt viel mehr voraus.

7b. Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ führt den Zusammenbruch Preußens 1806 zurück auf den sittlichen Zustand des Volkes: Ein Zeitalter der Selbstsucht liege hinter uns: Furcht und Hoffnung seien die Triebfedern des Handelns gewesen: Furcht vor gesetzlicher und ewigen Strafen, Hoffnung auf Gewinn im Handel und auf Lohn im Jenseits. Eine „neue Erziehung“ sei notwendig: Nicht aus Furcht und Hoffnung solle der Mensch handeln, sondern aus sachlichen Beweggründen. Also zB: Jeder tue an seinem Platz seine Arbeit, nicht nur für den Lohn, oder um sich hervorzutun, sondern aus Überzeugung von der Notwendigkeit seiner Arbeit für die Gemeinschaft. Oder: man spare an Material, an Energie, nicht um sein Geld zu sparen, sondern um unersetzliche Rohstoffe nicht unnützlich zu verschleudern. Um aber die Jugend zu sachlichem Handeln zu erziehen, müsse zuerst das sachliche Denken geschult werden, die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu erfassen, von sich selbst abzusehen, objektiv zu sein. Ist erst einmal der Gedanke wirklich klar und unausweichlich erfaßt, so kommt der Wille zum Handeln von selbst. — Diese Auffassung Fichtes erinnert an Sokrates, den Platon sagen läßt, daß „die Tugend ein Wissen sei“. Damit war doch nicht etwa gemeint, daß der Inhalt der Tugend gelehrt werden solle sondern daß aus wahren Wissen die Tugend folge, wenn Einem nämlich das Richtige so klar vor Augen steht, daß man keine Ausrede mehr vor sich selbst hat.

7c. Diese optimistische Auffassung vom Menschen steht gegen die pessimistische, daß „der Mensch böse sei von Jugend auf“ (I Mose 8, 21). Aber kommen böse Handlungen nicht meist aus Angst, aus Torheit, aus irregeleitetem Denken, zB aus Fanatismus, abgesehen von pathologischen, asozialen Elementen? — Pessimist wird leicht, wer zu viel verlangt. Eigennutz aus Selbsterhaltungstrieb muß man gelten lassen. Aber die sittliche Forderung erhebt sich sofort, wo der Kampf ums Dasein übergeht in den Kampf um den Genuß. Die Grenze ist nicht leicht zu ziehen. Das Problem der Sittlichkeit des Normalmenschen ist das richtige Gleichgewicht zwischen der Sorge für die eigenen Bedürfnisse und der Rücksichtnahme auf andere, der Sorge für andere.

7d. In den Naturwissenschaften, in den Ingenieurwissenschaften kommen wir in der Tat durch objektive Betrachtung zur richtigen Konstruktion. Das ist uns selbstverständlich. Und was wir hier am toten Gegenstand tun, das soll sich nun bewähren in den Lebensproblemen. Das ist natürlich viel schwieriger: Hier handelt es sich um Lebensnot und Leidenschaft. Trotzdem wird gefordert: gutes Handeln auf Grund richtiger Erkenntnis: Idealismus in der Zielsetzung, Realismus in der Erkenntnis der Sachlage. — Idealismus und Realismus sind ja keine Gegensätze. Gegensätze sind Idealismus gegen Materialismus und Egoismus. Gegensätze sind Realismus gegen Sentimentalität oder Romantik. Heißes Herz und kühler Kopf! So etwa kann man die „neue Erziehung“ Fichtes kennzeichnen.

7e. Es gibt auch noch andere persönliche Motive, die zur Gemeinschaft hinführen: Platon, im Symposium (sympo'sion = Trinkgelage, Gastmahl), einem seiner Gespräche, läßt den Sokrates zum Preise des Gottes E'roos sprechen: E'roos sei die Liebe, die schaffende zeugende Liebe, die in den

Handwerkern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten wohne und ihre Werke hervorbringe, die den Menschen zum Schöpfer mache. Diese schöpferische Liebe sei im Grunde das Streben nach Unsterblichkeit, denn nur im kommenden Geschlecht und in seinen Werken könne der Sterbliche weiterleben. — Der gute Unternehmer, der gute Ingenieur, der gute Arbeiter, sie besitzen dieses E'roos, diese Schaffenslust. — Aristoteles in der Nikomachischen Ethik sieht das Motiv menschlichen Handelns in der „Phili'a“, der Liebe in jeder Form: Elternliebe, Kindesliebe, Gattenliebe, Freundschaft jeder Art, also in der Zuneigung zu bestimmten ändern Individuen, denen man sich verbunden fühlt, für die man sich verantwortlich fühlt. — Diese Liebe ist so alt wie die Menschheit. Ohne sie hätte man die Eiszeit und ähnliche Katastrophen nicht überstanden. Wo kämen wir hin, wenn wir immer erst nach dem Gegenwert fragen wollten, statt Jemandem zu Liebe etwas zu tun? Auch Simon Dach sagt:

Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an,
als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann.

7f. Auch das Christentum fordert Liebe: In Mark 12,31 = Matth 22,39 = Luk 10,27 wird aus III Mose 19,18 zitiert: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ („agapee'sis ton plee'sion sou hoos seauton“). „Aga'pee“ wird gefordert, die mitleidende, helfende Liebe, die die Leiden dieser Welt ertragen hilft im Hinblick auf die Endzeit, das Himmelreich, die künftige Welt, das Jenseits. — Sogar die Feinde soll man lieben (Matth 5,44—46 = Luk 6,27-35). Wenn man nur seine Freunde liebt, so hat man noch keinen Lohn (misthos'). Hierüber im nächsten Vortrag ausführlicher. — Unabhängig von solchen Erwartungen weist der gleichzeitige Stoizismus dem Egoismus gegenüber hin auf das Verhältnis zu ändern Menschen: „Niemand, der Geld, Lust und Ruhm liebt, liebt auch die Menschen“, sagt Epiktet. (Ich zitiere nach Schmidt-Neuss, Der aufrechte Mensch, Verlag Chamier.) Ebenfalls Mark Aurel fordert (6,23 + 39) aufrichtige, gesellige Liebe. Er beklagt (1,11) den Mangel an Menschenliebe bei den Vornehmen. Sogar die Beleidiger soll man lieben (7,22), weil sie ja unseres Geschlechts seien. — E'roos, Pbili'a, Aga'pee, Liebe zur Sache, Liebe aus Freundschaft, Liebe aus Mitleiden, — aus welchem Antrieb handelst du?

7g. In einem sehr lesenswerten indischen Lehrgedicht, der Bhagavadgita, schildert Krishna, ein Gott der Vorzeit Indiens, dem Königssohn Arjuna den guten Menschen (Bhagavadgita, des Erhabenen Sang, übersetzt von Leopold von Schröder, Verlag Diederichs, 12,13):

Wer keinem Wesen feindlich ist, freundlich gesinnt und mitleidsvoll,
von Selbstsucht und von Dünkel frei, geduldig, gleich in Leid und Lust,
zufrieden, immer andachtsvoll, sich zügelnd, dem Entschlüsse treu,
mit Sinn und Geist in mich versenkt, wer so mich ehrt, der ist mir lieb.
Vor dem die Welt nicht zittern muß, der auch nicht zittert vor der Welt,
wer frei von Freude, Unmut, Furcht und Aufregung, der ist mir lieb.

Der Perser Zarathustra, nicht zu verwechseln mit dem Zarathustra des Nietzsche, läßt seinen Gott Ahura-Mazda (Herr der Weisheit) von seinen Gläubigen „gute Gedanken, gute Worte, gute Taten“ fordern. — Der Inhalt der Ethik ist überall derselbe.

7h. Nach Kant ist die Pflicht zum sittlichen Handeln ein dem Menschen eingeborenes Gebot, der „kategorische Imperativ“: „Handle so, daß die Richtschnur deines Handelns Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein kann“. — Die Sittlichkeit ist danach aufgebaut auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit, auf der Einsicht, daß unbedingte Freiheit Anarchie wäre, und die Aufhebung der Freiheit bedeuten würde. — Auch Rousseau führt die Sittlichkeit zurück auf einen Gesellschaftsvertrag (contrat social). —

Auch in der Bergpredigt (Matth 7,12) steht: „Was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das tut auch ihnen“. — Ebenso bei Kungfutsse (Kungfutsse, Gespräche, übersetzt von Richard Wilhelm, Verlag Diederichs, 15,23): „Was -du selbst nicht wünschst, tue nicht an Ändern“. — Mehr Anstand, als Liebe. Anstand muß zuerst sein. Aber Liebe und Verantwortungsgefühl gehen weit über den kategorischen Imperativ hinaus. — Außerdem könnte man ebensogut das Gegenteil behaupten, daß der Starke sich über den Schwachen hinwegsetzen müsse, was in der Natur überall der Fall sei.

7i. In der oben genannten Bhagavadgita (13,27 +28) wird ferner gelehrt, daß in allen vergänglichen Lebewesen dasselbe unvergängliche „höchste Wesen“ erscheine. „Wer so im Ändern sich selbst erkannt hat, wird nicht sich selbst durch sich selbst verletzen.“ „Der Andere, das bist du selbst.“ Schopenhauer hält das für die einzig mögliche metaphysische Begründung einer altruistischen Moral. — Albert Schweitzer (Leben und Denken Seitel44) verkündet die „Ehrfurcht vor dem Leben“ als Kulturgrundlage. Das ist etwa derselbe Gedanke wie in der Bhagavadgita, wenn man das Leben dem höchsten Wesen gleichsetzt. — Aber soll man überhaupt die sittliche Forderung auf solche Formulierungen bringen? — „Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort, doch der freie wandelt im Sturme fort“ (Schiller). Daß der Mensch ändern Menschen geneigt ist, daß er liebt, ist doch jedenfalls eine empirische Tatsache, die keiner Ableitung aus einem Prinzip bedarf.

7k. Und heute sagt man, wir wollen uns gegenseitig helfen zu immer besserer „Lebenshaltung“. Wir wollen das Maximum der Summe des Glücks erreichen; wobei leider nicht ausgeschlossen ist, daß in dieser Summe der Eine zu viel, der Andere zu wenig abbekommt, wie man sieht. Das Gleichgewicht ist labil (7a). Dieser Fortschrittsglaube führt zu manchem Fehlschluß: Der amerikanische Standpunkt: Jedermann sein Auto, sein Radio, seinen Kühlschrank, hat keine Kulturblüte heraufgeführt: Die ungehemmte Steigerung von Erzeugung und Verbrauch betrügt uns um unsere Freizeit, die dann nur noch mit Zerstreuung und Genuß ausgefüllt wird, ein Irrtum, eine Fehlspekulation. Das führt am Glück des besinnlichen, persönlichen Lebens, des Üb er-der- Sache - Stehens vorbei. Eine „liberale Wirtschaft“ führt noch nicht zu einer „liberalen Kultur“. Eine „freie Marktwirtschaft“ ist noch keine „soziale Marktwirtschaft“. Die Mächte, zwischen denen wir stehen, die amerikanische und die russische, sind beide kollektivistisch.

7l. Es gibt auch die Reaktion dagegen, das Ruhebedürfnis:

Laß, o Welt, o laß mich sein! Locket nicht mit Liebesgaben!
Laß dies Herz alleine haben seine Wonne, seine Pein!

Dieser subjektive Standpunkt ist für sich allein auch immöglich. Auch Mc-ricke mußte ja leben. Auch er brauchte ein Dach über dem Kopf, das ihm die Techniker gebaut haben. Er brauchte den Rechtsstaat, den Buchdruck. Vielleicht hat er auch die Wasserleitung entbehrt. Sein Standpunkt ist nur berechtigt als Gegengewicht gegen einen überspannten Fortschrittsglauben. — Richtig ist ein Mittel: Die notwendigen Tätigkeiten lassen wir uns gern vereinfachen durch die Technik. Aber von den „Liebesgaben“, den Motorrädern, dem Fernsehen, dem Feuerwerk, wollen wir mit Maß Gebrauch machen. — Um so mehr wollen wir den „Fortschritt“ in sittlicher und geistiger Beziehung pflegen, den Fortschritt zum Rechtsstaat, daß Keiner des Ändern Sklave sei, zur geistigen Freiheit, daß wir unsem Weg auf Grund objektiver Erkenntnis finden (7b), — ohne seelischen Terror, von welcher Seite er auch komme.

8. Schöpfung

8a. Vom Einzelnen her kann das Leben überhaupt nicht verstanden werden. Bismarck soll einmal gesagt haben: „Wenn man nur sein tägliches Leben leben sollte, das wäre das Aus- und Anziehen nicht wert.“ Die bloße „Exi-

stanz“, die Befriedigung der Lebensbedürfnisse und die „Freuden“, genügen nicht zur Rechtfertigung des Daseins, es muß einen Sinn, einen „Inhalt“ haben. Zerstreuung und Genuß sind nicht gerade Vergehen, aber Irrtümer, Fehlspekulationen. — Wesentlich ist schon der Verkehr mit nahestehenden Personen, in kleineren, in größeren Kreisen, die Sorge für sie, für eine größere Gemeinschaft, im Beruf, im politischen Leben. Aber auch diese, oben 7 a—k erörterten Bedürfnisse des Gemeinschaftslebens könnte man verneinen. „Starke Naturen“ würden sich rücksichtslos durchsetzen wollen. — Demgegenüber besteht der Wunsch, das Dasein, die Sittlichkeit zu begründen unabhängig von zufälligen Gesichtspunkten, aus einer Vorstellung von der Welt, vom Sinn, Ziel (Entelechie), Zweck des Lebens, absolut, nicht relativ, nicht empirisch.

8b. Die Welt, die Natur tritt uns ja gegenüber als eine unerklärliche, übermächtige, beängstigende Tatsache. Woher kommt sie? Wer bestimmt ihre Gesetze, ihren Ablauf? Wie soll man sich ihr einfügen? Wie kann man sie beeinflussen? — Wo man ein Menschenwerk sieht, da fragt man, wer hat das gemacht? So denkt der Mensch auch die Natur als Werk übermächtiger Personen, Götter, aber doch nach menschlicher Art, „anthropomorph“. — Entstanden aus primitiven Anfängen ist diese Idee im Laufe der Entwicklung immer abstrakter geworden: Avis Naturgöttern wurden Stammesgötter, Schicksalsgötter.

8c. Die Frage nach der Entstehung der Welt führte auf die Annahme eines Schöpfers. — Aber, ob die Materie immer da war, oder ob sie zu einem bestimmten Zeitpunkt entstanden ist, beides ist gleich schwierig zu denken. Was war denn vorher? Es ist der Zeitbegriff, für den wir uns keinen Anfang denken können. Angenommen, die Welt sei am 1.7.1122 geschaffen worden: der damalige Zustand sei also als Anfangszustand „gegeben“ worden. Dann könnten wir rückwärts berechnen, wo die Weltkörper am 11.9.1095 gestanden hätten, wenn sie damals schon bestanden hätten! — ? Der „kosmologische Gottesbeweis“, aus der Existenz der Welt auf die Existenz eines Schöpfers zu schließen, ersetzt ja nur eine Unbekannte durch eine Andere. Wir wissen es eben nicht. — Wir wissen ja schon nicht, was die „Dinge an sich“ überhaupt sind, auf denen unsere Vorstellungen beruhen. — Und wenn unsere heutigen Naturphilosophen aus der Bewegung der fernen Nebel schließen, daß die Welt vor etwa 5 Milliarden Jahren aus einer Massenansammlung entstanden sei; und damit sei die Schöpfung bewiesen, so kann man immer noch fragen, wie diese Masse entstanden ist, und was in der Zeit vorher war. Außerdem hat die Theologie sich bisher die Schöpfung ganz anders vorgestellt: gerade die Entstehung der Mannigfaltigkeit führte man auf den Schöpfer zurück, nicht die Entstehung des Chaos, der Masse schlichtweg.

8d. Die Mannigfaltigkeit aber soll sich ja nun nach den Naturgesetzen entwickelt haben: n Gleichungen für n Unbekannte, wenigstens soweit die unbelebte Natur in Betracht kommt. Hat nun der Schöpfer die Kraftgesetze diktiert? Und, nachdem sie nun gelten, greift er, kann er noch weiter eingreifen? Es ist nicht mehr Zeus, der den Blitz schleudert, nicht mehr Poseidon, der das Meer erregt. Das alles sind blinde, mechanisch-elektromagnetische Vorgänge. Der Determinismus kommt höchstens zu der Vorstellung von einem Schöpfergott, der alsdann nur noch zu sieht, wie seine Welt abläuft (5h). Das nennt man „Deismus“ statt „Theismus“.

8e. Dieser Folgerung des untätigen Gottes zu entgehen, dachte man sich Gott und Natur als Ein-und-dasselbe: „Gott oder die Natur“ („deus sive natura“) sagte Spinoza in einer Zeit der Anfänge der Naturwissenschaft, die aber doch schon deterministisch dachte. Es war der Standpunkt des „Pantheismus“: Alles ist beseelt, Alles ist Gott. Mystiker sprachen ähnlich. Auch Goethe, von Spinoza beeinflusst, Gleichungen abgengigt, sagt: Was

kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?“ Ästhetik mehr als Metaphysik! — Schopenhauer freilich meint, der Pantheismus sei nur eine höfliche Form, dem Herrgott den Abschied zu geben. Man kann von der Gottesidee manches fortnehmen: die Allmacht, die Allwissenheit, sogar die Allgüte, aber nicht die Persönlichkeit; Gott ist ein Eigenname, Natur ein Begriff. Ein Gott, der sich durch Gleichungen ausdrücken läßt, ist kein Gott. Naturwissenschaft ist gottlos, im negativen Sinne verstanden (6b). — In der Natur ist Gott nicht zu finden, wieder mit dem Fernrohr, noch mit dem Mikroskop, weder in physikalischen Gleichungen und Vorstellungen, noch in ästhetischen Betrachtungen über die schöne Welt, in der Eins das Andere frißt, — sondern allein in den Beziehungen der Menschen, der Lebewesen untereinander. Wenn Kant „den gestirnten Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir“ als verehrens-wert bezeichnet, so möchte ich doch meinen, das räumlich Große sei nicht gleichzusetzen dem sittlich Großen.

8f. Aber die theoretische Frage nach der Entstehung der Materie und ihrer Gesetze hätte die Menschheit wohl nicht so erregt, wenn nicht damit zugleich die Frage nach der Güte der Welt gestellt wäre. — Sie ist ja offenbar nicht „für uns“ geschaffen, wir sind nur hineingestellt. — Die Antwort, die die Astronomie auf die Frage nach der Natur des bewunderten Sternhimmels gegeben hat: große Massenansammlungen, in riesigen Entfernungen, in Spiralnebeln kreisend, ohne erkennbaren Zweck, ist doch recht enttäuschend; ebenso die Erkenntnisse über den verwickelten Bau der Atome, wo wir uns eher eine einfache Grundlage der Mannigfaltigkeit erwartet hatten. Wir erkennen nur, daß es so ist, nicht warum es so ist. Wir können es technisch ausnutzen, soweit es uns zugänglich ist. Aber das Anliegen, einen Sinn in der Schöpfung zu erkennen, ist bis jetzt nicht befriedigt. Auch die nützlichen Nahrungsmittel, die schönen Blumen, unsere ganze Umwelt besteht offenbar „unbewußt der Freuden, die sie schenket“. Wir nehmen nur, was sich uns bietet.

8g. Nicht zu ergründen auch der Sinn der Mannigfaltigkeit, der unübersehbaren verschwenderischen Fülle der „Schöpfung“, die vielen Arten und Individuen von Pflanzen und Tieren. Der Aesthet mag sich erfreuen an den Farben der Schmetterlinge, aber die Raupe frißt seinen Kohl. Auch bedenkt er nicht, wie viele dieser Lebewesen, ohne ihn zu erfreuen, in Massen erzeugt, in Massen vernichtet werden, wie jedes Individuum den mühevollen Weg durch Raupe und Puppe durchläuft, den nur wenige zu Ende gehen. Ist es der Lebenszweck der Vögel, die Insekten zu vertilgen, oder der Zweck der Insekten, den Vögeln zur Nahrung zu dienen? Ein Zirkelschluß! Wir stellen nur die Tatsache solcher Zustände fest. Man mag, je nach Temperament, sich daran erfreuen, es bewundern, es fürchten, es zu bezwingen suchen; aber befriedigt würde man erst sein, wenn man den Sinn, den Zweck wüßte. — Die Welt bietet nicht das Beispiel eines zweckvollen Strebens, wie wir es in unserem engeren Kreise herausgebildet haben: Nutzen unter sparsamem Verbrauch der Mittel. Die Natur ist eben doch recht unvollkommen, für uns und erst recht für die andere Kreatur, die in steter Angst lebt vor dem Hunger, vor dem Gefressenwerden, vor ändern Katastrophen.

8h. Zu allen Zeiten hat man versucht, mit dem Problem des Leidens fertig zu werden. Ein Erdbeben, in Lissabon, in Messina, in Hinterindien erschüttert die Menschen. Die Theorie, daß solche Katastrophen Strafen für die Betroffenen seien, scheidet daran, daß sie wahllos Schuldige und Unschuldige treffen, und daß die Bewohner anderer Gegenden auch nicht besser sind. — Leibniz hilft sich in seiner „Theodicee“ (Rechtfertigung Gottes) mit der mathematischen Idee, diese Welt sei die bestmögliche, angesichts der bestehenden gesetzmäßigen Zusammenhänge. Aber was sollte einem Gott unmöglich sein? An welche Bedingungen sollte er gebunden sein, der die

Zusammenhänge selbst bestimmt hat? Man könnte sich die Welt gewiß ohne innere Widersprüche besser denken. — Aber sie ist eben nicht für uns geschaffen. Man braucht sie also weder zu loben noch zu tadeln. Wäre sie anders, so wären auch wir anders, bzw hätten uns anders eingerichtet.

8i. Ist es der Sinn unseres Daseins, uns durch das Bemühen um solche Anpassungen zu ertüchtigen? Und wenn wir es geschafft haben, so sterben wir, und andere beginnen den Weg von vom. Ist das Leben eine „Schule“, so müßten wir nach dem Zustand fragen, für den wir geschult werden. Braucht man in einem ändern Leben diese Tüchtigkeit, oder sind es bloß „Schulaufgaben“? Darauf fehlt jede Antwort. Wir haben uns mit den Tatsachen abzufinden, und müssen aus der Not eine Tugend machen.

9. Schicksalsgötter

9a. Dem ungelehrten Menschen aller Zeiten lagen die Betrachtungen über die Bestimmtheit, die Zusammenhänge der Naturerscheinungen überhaupt fern. Auch die Frage nach Sinn und Zweck der Welt kam ihm erst in zweiter Linie. Er lebte einfach in der Furcht vor dieser rätselhaften Welt, und verlangte Hilfe in seinen persönlichen Angelegenheiten, für seine Gemeinschaft, für sein Volk, bedrängt von der Natur, bedrängt von den Mitmenschen. Aus diesem Bedürfnis heraus bildete er sich eine Gottesvorstellung, anthropomorph, nach dem Bilde des Mächtigen, des Königs, des Vaters, von denen er abhängt. Für ihn waren die Götter wohl zunächst persönlich gedachte Naturgewalten: die Sonne (Helios, Aton), die Fruchtbarkeit der Erde (Demeter, magna mater), das Gewitter (Zeus, Donar, Indra), die man anruft, die man sich durch Opfer geneigt macht. Die ältesten indischen Schriften, die Veden, enthalten sehr ausgebildete Vorschriften in diesem Sinne. Aber auch wo man über die Naturreligion hinaus ist, sind die Götter, zB die homerischen, noch lange die Mächtigen, die man versöhnen, die man anrufen, denen man opfern muß. Bei der Bekehrung der Germanen war entscheidend die Frage, wer kann besser helfen, Donar oder der Christus. Und kluge Priester wußten den Beweis zu führen: Man lese in Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit, erster Band, Abschnitt IV, den Bericht Bedas über die Bekehrung des Königs Edwin von Northhumberland.

9b. Eigenartig die Idee des Opfers: Der Gläubige meinte also, daß dem Gott mit einem Anteil am Ertrag seiner Arbeit gedient sei: „ein Feuer zum süßen Geruch für Jahwe“ (III Mo 1,9 + 17; 2,9). Oder waren es die Priester-schaften, die im Zeitalter der Naturalwirtschaft die Idee des Opfers ausgebildet haben, an dem sie ja Anteil hatten (III Mo 2,3 + 10; 6,9 + 11 + 19 + 22; 7,6—10 + 31—36). Wir erfahren von Mißbrauch (I Sam 2,12—17). Maleachi (1,8 + 13) rügt, daß kranke Tiere geopfert werden. — Eigenartig auch die Idee, aus Opferschau, Vogelflug, Planetenbewegung Vorzeichen der Zukunft zu gewinnen: ein elementares Bedürfnis des Menschen, benutzt von den Priesterschaften, um sich durch Berufung auf den Willen der Götter Macht, Autorität zu verschaffen, über die Menschen, vornehmlich über die mächtigen Könige. Das zeigte sich in Ägypten beim Kampf Amenophis IV gegen die mächtige Ammons Priesterschaft, der er vergebens den Kult seines Sonnengottes Aton entgegenzusetzen suchte, in Israel im Schicksal des unglücklichen Saul, dem der Priester Samuel entgegenarbeitete (I Sam 13,8; 15,9—19 + 33), im Mittelalter im Kampf der Päpste gegen die Kaiser.

9c. Und wo der Priester den Willen des Gottes zu kennen vorgibt, wo er sich die Macht zuschreibt, zu binden und zu lösen (Matth 16,19), da gerät der Bedrängte leicht in Versuchung, die Existenz des Gottes, die Existenz übernatürlicher Einwirkungen überhaupt abzustreiten. Priestertaktik führt leicht zu Atheismus, ein Kurzschluß, aber verständlich. Der Fall scheint mir vorzuziehen beim Monismus und beim dialektischen Materialismus, die

doch beide auch ethische Grundsätze vertreten, die sich nicht aus den physikalischen Gleichungen ableiten lassen (3h; 4a; 6df). — Bemerkenswert auch die Idee des Kultes, der Festzeiten, zu denen die Gläubigen versammelt werden (II Mo 34,23; Y Mo 16,16), um eine Gemeinschaft herzustellen durch Zeremonien, eine Kette von Handlungen, bei denen effektiv nichts geschieht, die aber, unter göttliche Autorität gestellt, später Anlaß zu Streit um Äußerlichkeiten, zur Trennung werden.

9d. In größeren Gemeinschaften bestand das Bedürfnis, sich einen besonderen Nationalgott zu denken, der diese Gemeinschaft schützte gegen andere: Assur war der Gott der Assyrer, Marduk der Gott Babylons, Jahwe Gott Israels, Israel sein erwähltes Volk (V Mo 7, 6—8; Jes 44,1 ua), Kam-mosch der Gott der Moabiter, ua. Es gab die Artemis der Epheser, die Athene von Athen. Man erwartete von „seinem“ Gott, daß er die Feinde überwinden, vernichten sollte: Jahwe hilft seinem Volk, die Kanaaniter zu vertilgen (II Mo 23,23 + 30; 34,11 ua). Ahas muß mit der Unterwerfung unter Assyrien assyrischen Gottesdienst annehmen (II Kön 16,7—18). Der General Sanheribs (II Kön 18,28—35) forderte Unterwerfung von Hiskia mit dem Hinweis darauf, daß auch die Götter der ändern Völker sie nicht vor ihm haben retten können. Vergl noch um 1800 das Gedicht von Chamisso „die Predigt des guten Briten“, der Gott anruft, England gegen Holland zu helfen. — In dem Maße, wie man sich zu größeren Gemeinschaften zusammenschloß, freiwillig oder unfreiwillig, mußte entweder einer der Stammes -götter die andern verdrängen, oder beide mußten gegenseitig anerkannt werden: Die Orestie schließt damit, daß auch die Eumeniden Opfer erhalten sollen. In der Edda (Völuspa) sollen Asen und Wanen beide Opfer haben. So kann man sich den Polytheismus aus Monotheismus entstanden denken, wenn man von Stammesgöttern ausgeht; aber auch umgekehrt Monotheismus aus Polytheismus, wenn von Göttern, die ursprünglich Naturgötter waren, schließlich einer, Zeus, Vater der Götter und Menschen genannt wird.

9e. Auch sittliche Ideen werden durch eigene Götter vertreten, personifiziert : Bei Hesiod, bei Solon Dikee, die Göttin des Rechts; in Indien der Gott des Rechts Varuna neben dem Naturgott Indra; im Iran Ahura-Mazda, Herr der Weisheit, der von seinen Gläubigen gute Gedanken, gute Worte, gute Taten verlangt. Unmöglich wohl, diese Mannigfaltigkeit von Naturgöttern, Stammesgöttern, ethischen Göttern in ihrer historischen Entwicklung zu übersehen. Das mag von Fall zu Fall anders gewesen sein. Jedenfalls entstammen sie alle dem Bedürfnis, dem Wunsch des Menschen, seine Existenz in der Natur, seine Beziehungen zu ändern Menschen auf eine sichere Grundlage zu stellen. Glaube ist „Grundlage des Gehofften“ („elpizome'noon hypo'stasis“) (Hebr 11,1). Das ist nicht ungefährlich.

9f. Aber auch dieser Standpunkt ist doch noch allzu menschlich (anthropomorph): Schicksalsgötter, die in das Leben jedes Einzelnen eingreifen, (Menschen ,auch Tiere,) absichtlich, führend, helfend, lohnend, strafend, warnend durch Maßnahmen, die immer auch Andere mit betreffen. Ein klassisches Beispiel (Apostelgeschichte 12,3—19): Petrus wird von Herodes gefangen gesetzt. Die Gemeinde „betete ohne Unterlaß für ihn zu Gott“. Und dann wird erzählt: ein Engel habe Petrus aus dem Gefängnis geführt. Er sei an einen andern Ort gezogen. Herodes habe dann die Wächter zur Verantwortung gezogen und abgeurteilt. — Was soll man zu solcher Gottesvorstellung sagen, die den Petrus befreien und andere Unschuldige dafür umkommen läßt, die allerdings nur Heiden waren? — Und wenn man meint, daß Gott in die Geschichte eingreife, und die Mächtigen mit dem Scheitern ihrer Pläne bestrafe: Alexander, Karl den Großen, Friedrich Barbarossa, Karl XII von Schweden, Hitler, — so geschieht das ja auch

immer auf Kosten vieler Anderer, Mitschuldiger und noch viel mehr Unschuldiger, die garnicht imstande waren, die Mächtigen zu hindern. Es wäre dann ja auch einfacher gewesen, die Ausführung jener Pläne von vornherein zu verhindern, statt Barbarossa erst 5 Römerzüge machen zu lassen, mit allen den Greueln in Crema, Rom, Mailand, Alessandria, mit so vieler Einbuße an Gut und Blut für die Großen und mehr noch für die ganz unschuldigen Kleinen, nach denen die „Geschichte“ nie fragt. — Ein Gewitter, das Jemand, wie Luther auf sich bezieht, geht ja doch nach Naturgesetzen vor sich, betrifft auch Viele zugleich.

9g. Daß die Sünden der Väter sich an den Kindern rächen, ist zwar oft eine naturnotwendige Folge, aber kein ethisches Gesetz. Gerecht wäre, daß Jeder die Folgen seiner Handlungen an sich selbst erfahre. — Aber solche Gedanken, scheinbar einleuchtend, werden nie zu Ende durchdacht. — Und Strafen müssen sich ja auch in Grenzen halten: Kein guter Vater schlägt sein Kind krumm und lahm. Er läßt es auch nicht ins Verderben rennen, auch wenn es selbst Schuld hatte, er reißt es zurück vorm Auto. — Auf einem Grabstein las ich: „Hier ruht unser kleiner Egon, geb 1941, gest 1952. Warum?“ — Die Vorstellung vom allmächtigen und zugleich gütigen Vätergott führt auf Widersprüche, so sehr sie andererseits beruhigt. Mark Aurel sagt (3,5; 7,12): „Du mußt aufrecht stehen, nicht aufrecht gehalten werden“. (Mark Aurel, Selbstbetrachtungen, Reclam.)

9h. Es geht auch dem Guten schlecht, und dem Schlechten gut. Das wußte schon der Dichter des Buches Hiob, der diese Frage (21,7—26) in langen Gesprächen zwischen Hiob und seinen Freunden erörtert, die immer wieder dasselbe gegeneinander sagen, ohne Ergebnis: 42,3 sagt Hiob schließlich: „Ich habe unweislich geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe.“ Und in 2,3 läßt Verfasser seinen Gott Jahwe gar bekennen, daß er Hiob „ohne Ursache verderbet habe“. — Auch der Dichter von Psalm 73 beklagt sich über das Glück der Gottlosen (3—12). Und sein „Dennoch“ (23) beruht nur auf der Voraussetzung, daß es den Gottlosen endlich doch schlecht gehen werde (17—20). — Zur Erklärung solcher Mißverhältnisse muß man schon zu gewagten Konstruktionen greifen: Gehts dem Guten schlecht, so ist es Prüfung, gehts dem Schlechten gut, so ist es Langmut des Gottes, und im Jenseits wird alles ausgeglichen werden (Luk 16,25; Röm 8,18). So kann man natürlich alles erklären. Aber eine Theorie, die nichts ausschließt, ist auch nichts wert (3c). Theorie soll ja Vorhersage ermöglichen. — Es gelingt nicht, auf dieser Basis eine widerspruchsfreie Gottesvorstellung zu entwickeln. Die verschiedenen Eigenschaften, die man ihm glaubt zuschreiben zu müssen: Allmacht, Allwissenheit, Güte, Gerechtigkeit passen nicht zueinander. Im Einzelfall glaubt der Mensch jeweils in einer dieser Eigenschaften Erklärung, Beruhigung zu finden. Aber in ändern Fällen tritt gerade das Gegenteil ein: Der Eine fühlt sich für Rettung, für Erfolg zu Dank verpflichtet, der Andere geht unter. — Vermessen, darüber so zu reden, als ob man etwas wüßte.

9i. Zugegeben, daß solche Vorstellungen den Menschen beruhigen, bestärken, auch zum Guten beeinflussen können, mögen sie nun zutreffen oder nicht. Wer auf Hilfe rechnet, wird seine Kräfte regen, Bedenken beiseite stellen, und so durch seine Arbeit zum Ziele gelangen: A H Francke baute seine Anstalten in Halle aus Spenden. Er erzählt, daß ihm einmal 30Mark zur Bezahlung der Handwerker fehlten. In diesem Augenblick brachte ihm Jemand eine Spende von gerade 30 M. Er nennt sie von Gott gesandt. An anderen Tagen wird es anders gewesen sein. Aber er hatte Mut. — Auch Illusionen haben reale Wirkungen. — Gebet und Meditation sind zweifellos Konzentrationsmittel. Die persönliche Anrede entspricht anthropomorphem Denken. Aber ein allwissender Gott weiß ja auch ohne das Bescheid über Anliegen und Seelenzustand des Bittenden. — Auch die Stoiker suchten durch

Betrachtung zur Unerschütterlichkeit, ataraxi'a, zur Beruhigung zu gelangen. —• Manchen Ändern mag die Hoffnung auf Hilfe auch zur Untätigkeit führen. — Ich bin nicht der Meinung, daß die Vorstellung von einem Gott, der sich um jeden Einzelnen kümmert, nur eine Priestererfindung sei: „Opium fürs Volk.“ Zwar gibt es Leute, die sie dazu benutzen. Aber entstanden ist sie aus der Hilfsbedürftigkeit des Menschen, der die kleinen Anliegen seiner kleinen Existenz zu wichtig nimmt;

10. Sinn des Lebens

10a. Vom Standpunkt des Dualismus ist Gott das Leben, im Kampf mit der Materie, zu irgendeinem, uns unbekanntem Zweck, „Ur“sache der Zielstrebigkeit (Entelechie) in der Entwicklung der Lebewesen (5a; 3f), auch des „Fortschritts“ im Sinne von 71. Der Idee eines persönlichen Gottes widerstreitet das nicht. Das Leben als Ganzes kann ja ein Bewußtsein von sich haben und Ziele verfolgen. Hat nicht vielleicht ein Bienenstaat ein kollektives Bewußtsein? Weist nicht vielleicht das, was wir Instinkt nennen, auf solche kollektiven Zusammenhänge hin, oder das Gewissen? — Wir wären dann wie die einzelne Biene oder Ameise, oder wie der Soldat an der Front, der in seiner Gemeinschaft taktischen Aufgaben gegenübersteht, ohne den strategischen Zweck zu kennen, der vermittels des Ganzen erreicht werden soll. — Gott ist dann nicht Gott-Vater, sondern Gott-Feldherr, nicht helfend, sondern fordernd. — Unser Leben ist eine militia dei, ein Kriegsdienst für Gott, für das Leben im allgemeinen, zu unbekanntem Ziel: Heraklit: „Weise ist es, zu verstehen den Sinn (gnoo'mee), nach dem Alles durch Alles gelenkt wird.“ Epiktet: „Ein Kriegsdienst ist das Leben für Jedermann. Du mußt deine Soldatenpflicht erfüllen, und alles auf den Wink des Feldherrn tun, wenn möglich sogar erraten, was er will.“ (Nach Schmidt-Neuss, Der aufrechte Mensch, Verlag Chamier.) Mark Aurel 111,5: „Der Gott in dir sei der Führer eines gesetzten, erfahrenen, staatsklugen Mannes, eines Soldaten auf seinem Posten, der das Signal erwartet. Dann findet man die Heiterkeit der Seele, wenn man sich gewöhnt, der Hilfe von außen her zu entbehren. Man soll aufrecht stehen, ohne aufrecht gehalten zu werden.“ — Auch nur eine Analogie zu menschlichen Beziehungen, keine glatte Lösung der Frage nach dem Sinn des Lebens; aber doch eine Hypothese, geeignet, einen Zweck des Lebens, einen außer uns liegenden Antrieb, als denkbar erscheinen zu lassen. Irgend einen Sinn muß es doch haben, irgend eine Quelle des Gewissens muß doch sein.

10b. Indem wir über Gott und Welt nachdenken, gehen wir aus von der Tatsache, daß es Zielstrebigkeit, sittliche Werte und sinnvolles Handeln gibt, daß der Mensch nicht nur aus „Furcht und Hoffnung“ handelt, sondern daß die Erkenntnis des Guten auch den Antrieb zum Handeln in sich schließt (Fichte 7b). Wir suchen forschend (induktiv) eine Erklärung für diese Erscheinungen, und finden sie in der Idee von einer göttlichen Weltordnung. Erst in zweiter Linie werden diese Hypothesen dann wieder zur Norm für unser Handeln, (deduktiv). — Volkserzieher sind zu schnell bei der Hand, Gebote und Normen aufzustellen, und sie dogmatisch zu begründen statt induktiv. Sie trauen der Vernunft nicht, und begründen das Sittliche lieber durch den Befehl eines Gottes, (sehr ausgeprägt im Gesetz des Mose, sogar für rein praktische, hygienische Regeln). Sie suchen (8a) eine Begründung, losgelöst vom Empirischen, abstrakt, „absolut“ unbezweifelbar, „heilig“. — Im Gegensatz dazu ist unser Zeitalter gekennzeichnet durch eine verweltlichte, „säkularisierte“ Auffassung. Das ist die Leistung des 17 Jahrhunderts, des Barock. Es hat die Umwandlung des metaphysischen Menschen in den empirischen angebahnt, vollzogen ist zu viel gesagt: Wir wollen nur beschreiben, nicht erklären (2b). Diese relative Auffassung entspricht der Rätselhaftigkeit des Daseins,

in das wir nun einmal hineingestellt sind. Eine absolute Einsicht ist uns offenbar nicht vergönnt, so gern die Priesterschaften ihren Gläubigen im beiderseitigen Interesse eine bestimmte Antwort geben möchten. Wir brauchen deshalb aber nicht am Leben zu verzweifeln (Nihilismus). Es genügt r einen Sinn des Lebens, eine göttliche Weltordnung als möglich, als wahrscheinlich anzunehmen, und seine Tätigkeit unter solchem Gesichtspunkt auszurichten. Es genügt, die Tatsache festzustellen, daß wir geneigt sind, Andere zu lieben, und dadurch Befriedigung zu empfinden. Die sich im Besitz einer bestimmteren Vorstellung fühlen, wissen auch nicht mehr (9gh). Sie kommen auch nie hinaus über allgemeine Redewendungen^

10c. Ziel menschlichen Strebens ist offenbar, zu tun, wozu man sich im Rahmen der Gemeinschaft, innerhalb deren man lebt, berufen fühlt, seinen Platz sinnvoll auszufüllen, und so zur Befriedigung, zum Frieden, zum Gleichmut, zur stoischen „ataraxia“ zu gelangen. — So wird man fröhlich-ernst durchs Leben gehen: fröhlich in dem Bewußtsein, auf dem rechten Wege zu sein, ernst in dem Gedanken, einem Ganzen dienen zu müssen. — Fröhlich und ernst sind ja keine Gegensätze: Gegensätze sind ernst und lustig, Gegensätze sind fröhlich und bekümmert. — • Frage nicht, was dir gefällt, frage, was zu tun nötig ist.

Suchst du das Höchste, das Größte, die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend, das ist's. (Schiller)

Auch nach Meister Eckhart, dem Mystiker, dem Ketzer, soll man „ut dem sine usegan“, von seiner Subjektivität absehen, ein „lediges Gemüt“ haben. — Das Ich muß ausgeschaltet werden. Es geht nicht um das vermeintliche Glück des Einzelnen, sondern um die Befriedigung aus seinem Tun. Befriedigung ist mehr als Freude. Macht man sich das klar, so ist die Entscheidung im Einzelfall meist eindeutig, so wenig man vom Zweck des Ganzen weiß.

10d. So belehrt auch Gott Krishna den Königssohn Arjuna in der oben genannten Bhagavadgita (2,47; 3,7 + 19+25; 5,10; 18,9; ua):

Die Toren hängen an der Tat, die sie vollführen, Arjuna.
Der Weise tut sie ohne Hang, sich mühend um der Menschheit Wohl.

Tue deine Pflicht, und frage nicht nach dem Sinn des Ganzen. Handle aus Liebe zu mir dem Gott! — Alles Leiden kommt vom Begehren, sagt der Buddhist, und gelangt so leicht zur Untätigkeit, obwohl nur das subjektive Begehren gemeint ist. — Das Gewinnstreben ist der stärkste Antrieb zum Handeln, sagt der abendländische Kapitalist, und stürzt sich und die Welt in ein Chaos um trügerischer Werte willen. — Der beherrschende Gedanke muß eben die Beziehung auf die Gemeinschaft sein, in die wir eingespannt sind. — Wenn aber der Inder dem Guten zum Lohn verheißt, daß ihm die Wiedergeburt erspart werde, so fällt er aus der Rolle. Wahres Pflichtbewußtsein wünscht nicht, aus dem Irdischen ausgeschaltet zu werden. Gerade deshalb läßt er ja seinen Buddha zur Erde herabsteigen. — Und wenn die Bergpredigt in Aussicht stellt: „Es wird euch im Himmel wohl belohnt werden“, so ist auch das ein falscher Antrieb zum Guten. Man handelt einfach als Soldat eines Gott-Feldherrn. — In welcher Form wir unsere Weisungen empfangen, entzieht sich unserer Kenntnis. Genug, daß die klare, unausweichliche Erkenntnis eines Problems ausreicht, unsem Willen zur Lösung zu veranlassen (7b). Würden wir aber willenlos nur gesteuert werden, so hätten wir keine Verantwortung. Wozu brauchte das Leben dann noch seine Soldaten, deren jeder ein Individuum ist, mit einem Bewußtsein von sich selbst? (3i, 6f).

10e. Der hilfsbedürftige Mensch wird von dieser Vorstellung eines nur fordernden Gottes nicht befriedigt sein. Aber diese Welt ist nun einmal

kein Krankenhaus und keine Bewahranstalt, sondern ein Kampfplatz. Unmöglich, eine widerspruchsfreie Vorstellung von einem allmächtigen, allwissenden, helfenden, gerechten Gott zu bilden (9e—h). Man kommt nur zur Vorstellung von einer überweltlichen Macht, die irgendeinen Einfluß ausübt, zur Vorstellung von einer göttlichen Weltordnung. Fichte, der diesen Gedanken aussprach, wurde darob als „Atheist“ verketzert, und von der Weimarer Regierung, also von Goethe, seiner Professur an der Universität Jena entsetzt. (Döring, Fichte, Seite 24—28, Hansischer Gildenerverlag Hamburg). Kein Ruhmesblatt Goethes! — Auch Laotse, in China um 600 vor Null, gibt keine nähere Bestimmung des Ugrundes der Welt: „Das Tao, nennbar, ist nicht das ewige Tao“. Man soll dem Tao aus Instinkt folgen, ohne zu versuchen, es wissenschaftlich zu zergliedern.

10f. Auch der ästhetische Mensch wird von der Vorstellung eines Gott-Feldherrn nicht befriedigt sein. Aber wir leben eben nicht mehr in einer humanistisch-ästhetischen Kultur, sondern in einer sozialen Arbeitskultur (Einleitung 8)^— Man spricht wohl vom „Guten, Wahren, Schönen“, als seien es drei selbständig nebeneinander bestehende Bereiche der Seele. Aber, das Gute ist der Sinn des Lebens. Das Wahre ist ein unumgängliches Mittel dazu, ohne welches wir uns in Widersprüche verwickeln würden. Das Schöne ist die angemessene Darstellung, Vermittlung des Guten und Wahren, auch nur ein Mittel. — Nun umfaßt selten ein Mensch alle Bereiche zugleich. Es gibt Spezialisten, Gelehrte, Künstler, die sich der Forschung allein, der Darstellung allein widmen, widmen müssen. Jedes ist in der Tat eine Aufgabe für sich, aber deswegen noch kein Selbstzweck. Vielmehr muß Jeder trachten, sich in das Ganze einzuordnen, mit seiner Wissenschaft, mit seiner Kunst einem Zwecke zu dienen. In der Tat wurden der Kunst in ihren hohen Zeiten die Aufgaben immer von außen gestellt, nämlich von der jeweiligen Religion. Und auch die Wissenschaft erhielt ihre Aufgaben von der Praxis, wenn sie sie auch zuweilen, zwecks Übersicht über die Lösungsmöglichkeiten, mit Recht verallgemeinerte.

10g. Mit der Frage nach Ordnung und Sinn der Welt hängt auch zusammen die Frage nach dem Schicksal des Einzelnen und der Völker. — Was meint man überhaupt, wenn man von „Schicksal“ spricht? Das Wort wird ja in sehr verschiedenem Sinne verwendet: Notwendigkeit, Vorsehung, Zufall, jedenfalls unabhängig von uns. — Wenn wir uns Gott-Feldherrn, das Leben im Kampf mit der Materie vorstellen, so brauchen wir ihm keine Allmacht zuzuschreiben. Nur dogmatische Theologie bildet einseitige Vorstellungen. Dann ist der Weltlauf eben teils Plan, teils Notwendigkeit, teils Zufall, überhaupt nicht auf den Einzelnen ausgerichtet. Dann müssen wir das Schicksal, soweit es Zufall ist, mit Gleichmut entgegennehmen, und unsererseits bestrebt sein, an seiner Gestaltung mitzuwirken, an der Stelle, an der wir eingesetzt sind, und solange wir dort stehen.

10h. Unbefriedigend, daß es nicht zu einem Abschluß, einem erkennbaren Ziel im Leben des Einzelnen kommt. Es hört einfach auf. Aber der Hinweis auf eine Fortsetzung in einem andersartigen Jenseits, einem Himmelreich, einem Walhall, einem Paradies, ist zweifelhaft. Wenn wir, die abendländischen, tätigen Menschen einer sozialen Arbeitskultur an ein Leben nach dem Tode, an eine Wiederverkörperung glauben, so doch nur, um in Verhältnisse irdischer Art wieder eingreifen zu können. — Auch einen Ausgleich des Guten und Bösen, das uns in dieser ungerechten Welt trifft, erwarten wir nicht, so wenig wie der Soldat. — Auch der Inder macht es sich leicht: Freude und Leid sind ihm Folge des „Karma“ eines Guthabens aus früheren Verkörperungen. Von diesen wissen wir freilich nichts. — Erklärungen aus unbekannter Vergangenheit, Vertröstungen auf unbekanntes Zukunft sind möglich, aber um so unwahrscheinlicher, je weniger man sich eine Vorstellung machen kann von dem Mecha-

nismus solcher Fernwirkungen und von dem künftigen Zustand. — Aufklärung bekommen wir in diesem Leben offenbar nicht. Es ist eben nur Teil eines größeren Ganzen. Vielleicht sehen wir in einem Zwischenzustand mehr. Vielleicht kommen wir wieder, dasselbe Ich, in einem entwickelteren Zustand, und sehen dann klarer (4c). Damit müssen wir uns bescheiden.

11. Schluß

11a. Bestehen bleibt, daß wir in diesem sehr rätselhaften Dasein uns nicht mit einem naiven Realismus und Positivismus begnügen können. Der reicht nur zur Bewältigung der rein praktischen Tagesfragen. Aber auch die seelischen, psychologischen Tatsachen verlangen Berücksichtigung: Wir sehen uns als verantwortliche Persönlichkeiten hineingestellt in eine Weltordnung, die von uns nicht durchschaut werden kann. Größere Zusammenhänge sind zu vermuten. Darauf wird man sich beim Handeln einstellen müssen, ohne daß man deswegen bestehende Dogmen kritiklos übernimmt. Diese sind vielleicht sogar ein bedeutendes Hindernis der Erkenntnis.

11b. Über diese philosophischen Fragen und Lösungsmöglichkeiten, über Dualismus, Willensfreiheit, Sittlichkeit, Weltordnung, Schicksal wollte ich Ihnen eine kurze Übersicht geben, Anregungen zum Nachdenken, keine fertige Lösung. Meinen eigenen Standpunkt werden Sie herausgehört haben. Man kann und braucht ihn ja nicht zu verschweigen. Er soll aber nicht verbindlich sein. — Neues zu sagen, ist ja kaum möglich, angesichts der Fülle philosophischer und religiöser Systeme aus Jahrtausenden, kaum eine neue Kombination der alten Gedanken. Es kommt aber darauf an, zunächst einmal die Fragen recht gegenständlich zu erfassen, losgelöst von eingewurzelten Gewohnheiten, anspruchsvollen Systemen, fertigen Lösungen. Darin gerade besteht die Aufgabe, das Problem unseres Lebens, daß wir ohne vollständige Kenntnis der Zusammenhänge vor Entscheidungen gestellt sind. Wir sind gezwungen, uns immer wieder von neuem mit diesen Fragen auseinandersetzen, und sie mit den Tatsachen, mit dem Leben in Übereinstimmung zu bringen, wenn man im Einzelfall vor der Entscheidung steht. Es kommt an auf das praktische V erhalten innerhalb der Lebensgemeinschaft, aus eigener Verantwortung. Man unterzieht sich dieser „militia dei“ (10a) aus Überzeugung wie ein Kriegsfreiwilliger von 1813, von 1914. Dann wird man zur Befriedigung, zur Sicherheit im Entscheiden gelangen. Und das ist doch eigentlich das, was man will.